

**munda**

**Andreas Pritzker**

**Filberts Verhängnis**

**Roman**

**munda**

Dieses Buch erschien erstmals 1990 beim Benziger-Verlag in Zürich. Für die neue Ausgabe wurde der Text überarbeitet.

Veröffentlichung durch den  
munda-Verlag, 5200 Brugg, Schweiz  
([www.munda.ch](http://www.munda.ch))

Print-Ausgabe:

©2001 munda Verlag  
ISBN 978-3-9522275-0-3

E-Book:

© 2011 munda Verlag  
ISBN 978-3-9523161-9-1

# 1

Das ist mein letzter Polizeibericht – und der abschliessende Höhepunkt meiner lebenslangen, den menschlichen Schattenseiten gewidmeten Berichterstattung. Meine Schreibarbeit füllte am Ende ein Dutzend Ordner. Ich vermute, dass nicht mehr viel davon übrig ist. Trotzdem liefere ich diesen Bericht nach. Die Jahre ziehen immer schneller an mir vorüber, ich habe ein Alter erreicht, in dem mich der Todespfeil jederzeit treffen kann, und die Erinnerungen anfangen, die äusseren Eindrücke zu beherrschen. Deswegen, nehme ich an, beginnt mich das Unerfüllte zu bedrängen und zwingt mich, in meinem abgeschiedenen Dasein nochmals an den Schreibtisch zu sitzen, um eine Botschaft an die Aussenwelt zu verfassen.

Meine Schreibmaschine ist eine uralte Hermes mit ungewohnt grosser Schrift, ein Apparat, wie er zu meiner Zeit auf Polizeiwachen üblich war, ein Folterinstrument für Fahnder wie mich, die sich nur im Aussendienst wohl fühlten. Aber ich unterziehe mich dem Plan und zwingen meine dicken Finger dazu, in die Tasten zu greifen. Müsste zwar dringend die Typen reinigen, doch was soll's. Kaum habe ich angefangen, überkommen mich wieder die Gefühle von früher, als ich in diesem undurchschaubaren Haufen von Teilen herumwühlte und nichts herausfand, bis sich eines Nachts alle Bruchstücke aneinander fügten und die Wahrheit in gläserner Klarheit da lag. Dies ist unweigerlich auch ein Bericht der alten Empfindungen, nicht nur der Fakten, Sie werden sehen.

Der Fall, den ich für Sie entwirren werde, ist offiziell nie aufgedeckt worden. Ich war damals dazu nicht in der Lage. Oder soll ich sagen, es hätte sowieso keinen Sinn gemacht? Wenn ich ehrlich sein soll – und das habe ich mir vorgenommen – war ich gar nie bereit, das Resultat meiner Ermittlungen ordnungsgemäss an den Untersuchungsrichter weiterzugeben. Ich widersetzte mich den Vorschriften, mache mir aber deswegen keine Vorwürfe. Ich finde in

meinem Gewissen nicht den Anflug eines Schuldgefühls, und wenn ich das Bild der Geschehnisse jetzt wieder aus dem Untergrund hervorzerre und den Flugsand der Zeit von diesem alten Mosaik wegwische, dann nur noch für die Akten. Glauben Sie mir, meine Herren von der Staatsanwaltschaft: ausschliesslich für Ihre Akten.

Die Geschichte begann an einem strahlenden Junimorgen im Jahr 1966. Schon beim Aufwachen flutete mir ein intensives Licht entgegen, das alle Räume erweiterte, meine enge Wohnung, das Quartier mit den Mietskasernen, wo ich lebte, unsere ganze eher kleinräumige Stadt. Für kurze Zeit brannte es alle Schatten weg. Die Welt befand sich in einem Zustand angenehmer Erregung. Das Leben pulsierte, sommerliche Düfte schwebten in der Luft. Wie immer wenn ich nicht gerade an einem Fall arbeitete, meldete ich mich in der Einsatzzentrale und spürte sogleich die Spannung im Raum. Der Einsatzleiter hatte auf mich gewartet. Ohne meinen Gruss zu erwidern sagte er: „Machen Sie sich auf den Weg, Wiederkehr. Ein gewisser Filbert ist erschossen aufgefunden worden. Sie übernehmen den Fall.“

In meinen Eingeweiden explodierte eine kleine Bombe. Ich fragte atemlos: „Filbert? Welcher Filbert?“

„Franz Filbert. Ein Journalist und Politiker. Hat uns in seinen Artikeln auch schon böse dran genommen. Warum fragen Sie? Kennen Sie ihn?“

O ja, ich kannte ihn. Ich war schon mit ihm zur Schule gegangen, und seit Jahren trafen wir uns am Stammtisch zum Kartenspiel. Weshalb ausgerechnet Filbert, dachte ich unangenehm berührt und spürte beklommen, dass sein gewaltsamer Tod die Polizei und im Besonderen mich ins grelle Licht der Aufmerksamkeit rückte. Und obschon ich es besser wusste, fragte ich hoffnungsvoll: „Selbstmord?“

„Schön wär's, sieht aber nicht so aus. Schuss ins Herz, und keine Tatwaffe auffindbar. Kennen Sie ihn?“

Noch heute erinnere ich mich der gemischten Gefühle, die sich in mir regten, bevor sich ein allgemeines Mitleid mit dem Opfer einstellte. Durch viele Jahre gemeinsamen

Lebensweges gehörten wir nun einmal zusammen, wenn auch eher aus träger Gewohnheit, weniger aus Zuneigung – trotzdem hielten uns alle für Freunde. Filberts Leben war voller Ränkespiel, wo eine Strömung gleichmässig dahin floss, verursachte er Turbulenzen, und manchmal verwandelte er das klare Wasser in zähflüssigen, klebrigen Schlamm, mit dem er die Menschen bewarf, während er selbst hinter einem aus Selbstgerechtigkeit geflochtenem Schutzschirm unbefleckt blieb.

Ich sagte dem Einsatzleiter kurz angebunden, dass ich Filbert gekannt hätte, und machte mich auf den Weg zum Fundort. Der Tote war von Spaziergängern an einem stillen, vom Sonnenlicht gefleckten Waldweg entdeckt worden, auf einem der Hügelzüge, die das städtische Häusermeer daran hindern, sich in alle Richtungen auszubreiten. Einige Schritte weiter bot sich eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Umgebung. Die Kollegen vom Pikett waren beschäftigt, die Spuren zu sichern. Filbert war bereits wegtransportiert worden. Ich folgte ihm ins gerichtsmedizinische Institut und konnte seinen Tod erst glauben, als ich ihn in einem kühlen und weiss gekachelten Raum auf dem Seziertisch liegen sah. Er war aus kurzer Distanz ins Herz geschossen worden. Die Leichenstarre hatte eingesetzt, und sein Unterkiefer war heruntergefallen, sodass das tote Gesicht denselben empörten Ausdruck trug, den Filbert aufgesetzt hatte, wenn er mir und anderen mangelhaftes politisches Bewusstsein vorwarf.

Wir erlebten damals ruhige Zeiten in unserer gesitteten Stadt, überhaupt in unserem ordentlichen kleinen Land. Mordfälle gehörten nicht zur Tagesordnung. Wenn einer geschah, brach die ausgeklügelt aufgebaute Polizeiorganisation zusammen. Jeder höhere Beamte fühlte sich verantwortlich, forderte die Ergebnisse des Spurendienstes an und half, die Telefonleitung zur Gerichtsmedizin lahm zu legen, während die Detektive in den Gängen herumstanden, ihre Beurteilung des Falles abgaben und nach Neuigkeiten gierten. Erst wenn es gelungen war, den

Polizeipräsidenten vom Tennisplatz oder von einem der Empfänge, zu denen er sich leidenschaftlich gern einladen liess, herbeizuholen, klärte sich die Lage. Der Chef trommelte seine Abteilungsleiter zusammen und sorgte dafür, dass die Ermittlungsaufgaben verteilt wurden. Und nachdem ein Sprecher die Presse orientiert hatte, geriet die Polizeimaschinerie in Bewegung mit dem Ziel, den Mörder diese Tat angemessen bezahlen zu lassen – eine Tat, die dazu beitrug, die Verbrechensstatistik unseres ordentlichen kleinen Landes den Statistiken weniger ordentlicher Länder anzunähern.

Vorläufig schied ich für die Aufklärung aus. Nachdem der Einsatzleiter meine Beziehung zu Filbert überprüft hatte, übertrug er den Fall dem Kollegen Schoch. Als ich davon erfuhr, tobte ich in der Zentrale herum, bemerkte durch den Schleier meiner Wut, dass der Einsatzleiter ungerührt blieb, und verliess das Polizeigebäude ohne mich abzumelden, um die Beleidigung in einer nahen, den Kümernissen von Polizisten gewidmeten Bar zu ertränken. Schoch war zwar der älteste Detektiv des Korps, aber nicht etwa der erfahrenste, sondern der unfähigste.

Schoch ist seit langer Zeit tot. Meine Herren von der Staatsanwaltschaft, Sie werden ihn nicht mehr gekannt haben, das alles liegt Jahre zurück, sodass ich deutlicher werden muss. Schoch unterhielt ein Verbindungsnetz zu Amtsstellen, Stadtpolitikern und Reportern. Wenn er einen Fall bearbeitete, interessierte ihn die mühsame Faktenermittlung kaum. Stattdessen hörte er sich bei seinen Kontaktpersonen um und sammelte Gerüchte, Feindbilder und Ressentiments. Das Bild des Täters wurde von ihm und seinem Klüngel aufgrund der Stimmung heraufbeschworen. An Schoch war es dann, eine diesem Bild entsprechende Person dingfest zu machen. Ich rechne es unserem Justizapparat hoch an, dass sich kein Staatsanwalt je auf Schochs Vorarbeit stützte.

Noch während ich dem verständnisvoll lauschenden Barmann mit schwerer werdender Zunge erklärte, dass

dem Einsatzleiter an der Aufklärung nichts liegen könne, durchschaute ich plötzlich dessen Kalkül. Schoch pflegte mit jenen Kreisen Kontakt, in denen auch Filbert verkehrt hatte. Durch blosses Herumhorchen mochte er auf etwas Brauchbares stossen. Ausserdem war es ein Journalist und Politiker, der umgebracht worden war – nur zu leicht, uns die polizeilichen Finger zu verbrennen. Indem er Schoch lossandte, blieb der Einsatzleiter über die Stimmung in diesem Umfeld auf dem Laufenden. Ziemlich gerissen, fand ich und verfiel in Schweigen, was den Barmann irritierte.

Wenn Sie aus meinen Worten Anerkennung heraushören, muss ich klarstellen, dass ich selbst diese Fähigkeit zur Manipulation, zum vorbedachten Einsatz von Personen, um einen gewünschten Effekt zu erzielen, dieses Marionettenspiel nie beherrscht habe. Das mag mit meiner Erziehung zusammenhängen. Oder es gehört zu meinem Naturell, das eher passiv beobachtend ist. Es mangelte mir stets der Antrieb, vorbedacht ins Geschehen einzugreifen. Wenn ich's dennoch tat, dann nur aus dem Zwang heraus, eine ins Stocken geratene Aufklärung voranzutreiben. Doch anderen Menschen meine Ideen einzuprägen, sie für meine Ziele einzuspannen, war nie meine Art. Darin unterschied ich mich von Filbert, der uns alle mit Hilfe der Moral unter Druck setzte, um mit ihm zusammen die Welt zu verbessern. Eher neige ich dazu, die Tatsachen hinzunehmen, wie sie sind, ohne Zwang zum Handeln; lassen wir den Dingen ihren Lauf. Hingegen liegt mir daran, zu erfassen, wie die Welt beschaffen ist. Ich wollte schon immer genau wissen, was sich abspielte.

Sei es, dass ich so erzogen oder so veranlagt bin: Ich eignete mich nicht für eine leitende Stellung, wohl aber für die Tätigkeit als Detektiv, der in geduldiger Kleinarbeit die Teile des Puzzles zusammensetzen muss bis das ganze Bild vor ihm liegt. Das, meine Herren von der Staatsanwaltschaft, war immer mein Credo als Fahnder. Es hat mir zu einigen Erfolgen verholfen, schliesslich auch zur Aufdeckung des Mordfalls Filbert, wobei sich als bedeutungsvoll

herausstellte, dass dieser eng mit meiner Lebensgeschichte verflochten ist. Allein diesem Umstand verdanke ich es, dass mir die nötigen Informationen zuflossen, wenn auch zähe und nur über Jahre hinweg, über viele Jahre hinweg.

So betrachtet war Schoch auf dem richtigen Weg, als er mich einvernahm. Er eröffnete mir triumphierend, da ich zum engeren Bekanntenkreis des Opfers gehörte, könnten wir uns nicht ausweichen. Dann fing er mit einem regelrechten Verhör an, richtete eine helle Lampe auf mein Gesicht, liess ein Tonbandgerät laufen und eine Stenografin mitschreiben und schlug einen schroffen Ton an. Eine Unverschämtheit, weil ich ausserhalb jedes Verdacht stand, denn zur Tatzeit hatte ich an der Jahresversammlung des Polizeiclubs teilgenommen. Rund hundertsechzig Zeugen konnten bestätigen, dass sich der Kollege Wiederkehr zur fraglichen Stunde mit Freibier voll laufen liess.

Ich zahlte es ihm heim. Keine seiner Fragen blieb ohne Gegenfrage, zu jedem noch so unwichtigen Punkt entfesselte ich eine Grundsatzdiskussion. Und obschon häufig gerühmt für mein gutes Gedächtnis, konnte ich mich an keinerlei Fakten von meiner Beziehung zu Filbert erinnern. Schoch regte sich mächtig auf, sein hinterhältiges Grinsen war weggewischt, er begann zu schwitzen, biss die Kiefer zusammen und musste die Worte aus sich herauspressen. Schliesslich herrschte nur noch Schweigen. Ich verliess das Verhörzimmer grusslos, und er sandte dem Polizeipräsidenten einen Beschwerderapport, der ohne Folgen blieb. Nicht dass der Chef mich besonders mochte, aber er teilte meine Abneigung gegen Schoch.

Was ich Schoch vorenthielt und mehr, viel mehr, gedenke ich nun zu den Akten zu geben, die ganze Vorgeschichte des Falles – anders können wir ihn nicht begreifen. Denn eigentlich, und das werde ich Ihnen herleiten, begann der Fall viel früher, nämlich schon damals, als Brauer, Filbert, Stöckli und ich miteinander nach Paris reisten – oder noch vorher, anlässlich der Aufklärung des Mordfalles an den „Bürgli“-Wirtsleuten. Oder viel früher, als wir vier

gemeinsam zur Schule gingen. Das beste, ich beginne mit meiner Biografie.

Ihr Berichterstatter Arnold Wiederkehr wurde am 2. April 1928 geboren. Mit dem Namen Wiederkehr kann ich mich abfinden. Auch wenn er, gemäss einem Heraldiker, den mein zu einfältigem Stolz neigender Grossvater für die Herstellung eines Familienwappens in Dienst genommen hatte, von Widder hergeleitet wird: Es gibt eine Menge von Wiederkehrendem in meinem Leben, mein ganzes Leben wurde davon bestimmt, Sie werden noch sehen. Den Vornamen Arnold hingegen lehne ich ab. Er ist nichts sagend, langweilig, durchschnittlich. Zu meiner Schulzeit hatten wir stets zwei, drei Arnolds in der Klasse. Weshalb konnten meine Eltern mich nicht alttestamentarisch oder antik taufen? Samuel Wiederkehr, Elias, Adrian oder Alexander Wiederkehr, das hätte Substanz gehabt und bestimmt die Persönlichkeitsbildung erleichtert. Damit hätte ich vielleicht auch Karriere gemacht. Doch nein. Schon mein Vater hiess Arnold, und sein Vater ebenfalls, und wir müssen in der Wiederkehrschen Dynastie mehrere Generationen zurückgehen, bis wir auf Friedrich stossen, und das ist, ich hoffe, Sie stimmen mir zu, keine Spur besser.

Sie werden nach dieser Einleitung nicht überrascht sein, wenn Sie erfahren, dass schon mein Vater Polizeibeamter war. Meine Erinnerung an den längst verstorbenen Alten ist trotz Jahren der Distanz und der Milderung nicht die beste. Arnold senior war ein Mann von sturer Rechtschaffenheit. Er befolgte die Reglemente so unglaublich zuverlässig, dass er zum Postenchef einer städtischen Kreiswache aufrückte. Sein Lieblingsbegriff war „Weisungen“. Er verstand es, seine Untergebenen ebenso wie seine Familie damit zu quälen. Er hütete die Ordnung nicht nur, er erschuf sie laufend, indem er dort, wo die städtische Polizeiverordnung aufhörte, selbst das Leben regelte. Dabei berief er sich auf die unfassbare, aber stets in irgendeiner Form präsente Instanz der Allgemeinheit: „Das ziemt sich nicht“, oder „So gehört es sich“, lauteten seine abschliessenden Argumente.

Auch rühmte er sich wegen seines Anspruches auf strikte Pünktlichkeit. Jeden Tag kehrte er mittags um viertel nach zwölf Uhr heim, legte den Uniformkittel ab, vertauschte die Dienstschuhe mit den Pantoffeln, suchte das Klosett auf und wusch sich die Hände. Dann betrat er die Küche und erwartete, dass die Familie um den Tisch sass und das Essen aufgetragen war. Kurz zuvor hatte der Sohn Noldi – denn dies war Männersache – in der Stube den Radioapparat eingeschaltet und so laut eingestellt, dass die Nachrichten in der Küche zu hören waren. Bis sie vorüber waren, wurde nicht gesprochen.

Als uneingeschränkter Herrscher in seinem Reich zeigte er uns seine Geringschätzung auf manche Weise, etwa indem er die Asche seines penetrant riechenden Stumpens in das von Mutter blank polierte, weisse Waschbecken im Bad abklopfte und liegen liess. Das Rauchzeug selbst schmiss er ins Klosett, und es ekelte mich jeden Tag von neuem, wenn ich den schwimmenden Stummel antraf, von dem sich eine bräunliche Spur ins Wasser der weissen Schüssel zog – wie wenn nach dem Stuhlgang nicht gespült worden wäre. Und gleichzeitig war ich fasziniert von der Erkenntnis, dass die viel berufene Ordnung für den, der die Macht besass, nicht galt.

Ich schildere Ihnen das Milieu, in dem nicht nur ich, sondern auch Filbert und Stöckli aufwuchsen. Nicht jedoch Brauer, der Arztsohn mit dem unsichtbaren, stets beschäftigten Vater und der schönen, aufregenden Mutter, die uns übrigen Knaben den Atem stocken liess, die wir heimlich verehrten und der wir die ersten, in irgendeinem Park geraubten Osterglocken präsentierten.

Dagegen meine Mutter: eigenartig, ich kann mich kaum an sie erinnern. Ihr Bild ist verblasst. Liegt es daran, dass sie ebenfalls schon lange tot ist? Kaum. Es liegt an ihrem Wesen. Eine farblosere Erscheinung als meine Mutter können Sie sich nicht vorstellen. Sie war knochig und dünn, hatte graublondes Haar, Augen von verwaschenem Blau und farblose, dünne Lippen, kurz, zu wenig Blut und zu

wenig Pigment. Überdies neigte sie ständig zum Kichern, und zwar bis ins hohe Alter. Alle Glücks- und Unglücksfälle des Lebens prallten an diesem Kichern ab. Ich habe meine Mutter nie herzhaft lachen oder heftig weinen gesehen, und je älter ich wurde, umso unangenehmer fiel mir dieses schwächliche Getue auf.

Ich nehme an, dass von da her meine Lust auf üppige, ausdrucksvolle Frauen stammt, eine Lust übrigens, die sich erst in meinen späteren Jahren, nach meiner missglückten Ehe, zu manifestieren begann. Noch heute, wenn ich irgendein Geschäft betrete und mir ein reifes, hübsches Mädchen, wie sie diese südliche Berglandschaft hervorbringt, entgegentritt und nach meinen Wünschen fragt, fühle ich mich sogleich magnetisch zu diesem Wesen hingezogen. Das geht so weit, dass das sonst sozusagen still liegende Hechtchen in meiner Hose gierig zu zucken beginnt, eine verfluchte Irritation in meinem Alter, kann ich Ihnen sagen.

Ich sehe gerade, dass ich bei meinem Polizeibericht ins Abschweifen gerate. Meine Herren von der Staatsanwaltschaft, daran müssen Sie sich gewöhnen. Bedenken Sie, dass ich in meiner Einsamkeit sehr viel Zeit habe, um von Erinnerungen hervorgerufene Gedankengänge auszubreiten. Ich sitze bei lauem Herbstwetter auf der Terrasse meines Häuschens, einer Terrasse aus alten, kunstvoll aneinander gefügten Granitplatten, eingefasst von jungen Kastanienbäumen, die so weit auseinander stehen, dass sie mir Ausblick talabwärts gewähren, auf waldige Hänge über einem steinernen Dorf. Und in der Ferne, im Ausschnitt des Tals, erblicke ich bläuliche Hügelzüge unter einem hellen Himmel. Ich sitze an einem verwitterten, massiven Tisch, und neben der Schreibmaschine steht eine Flasche Merlotwein, die sich zusehends leert. Die ganze Atmosphäre ist von äusserster Luzidität und begünstigt das Vorhaben, den Fall Filbert nochmals ans Licht zu zerren. Lassen Sie mich also weiterfahren.

Schon den Kindergarten besuchten Filbert, Stöckli und ich zusammen. Wir wohnten auch in derselben Kolonie

für städtische Beamte und Angestellte. Erst in der Primarschule stiess Brauer zu uns und brachte uns mit einer neuen, in einem anderen Grundton schwingenden Welt in Berührung. Auf Zehenspitzen schlichen wir uns in das geräumige Arzthaus mit gediegener Inneneinrichtung und einer Bibliothek von zweitausend Bänden (von Filbert respektvoll gezählt) und bestaunten in der Garage eines der seltenen Privatautos unseres Quartiers, in dessen blank gewichstem schwarzem Lack sich unsere ungläubigen Kindergesichter spiegelten und dessen Chromteile blitzten wie ein silberner, fürstlicher Schatz. Doktor Brauer trat als gottähnliche Instanz auf, die letztlich entschied, ob wir Kinder aus Krankheitsgründen zu Hause bleiben durften oder nicht.

Von da an bildeten wir eine unzertrennliche Gruppe. Wir durchstreiften unternehmungslustig das Quartier und den nahe gelegenen Wald, spielten auf den Wiesen zwischen den Wohnblocks Fussball, zum Ärger unserer Rentner, die nichts als ihre verdiente Ruhe wünschten, und terrorisierten die übrigen Schüler. Wilhelm Brauer war unbestrittenen unser Anführer. Er war es, der die Pläne ausheckte. Unsere Schlagkraft beruhte hingegen auf Arthur Stöckli, dem dümmsten und kräftigsten Knaben des Jahrgangs. Stöckli gehorchte Brauer bedingungslos, Filbert und mir mit wechselnder Bereitwilligkeit. Wenn Brauer entschied, dass Stöckli einen Mitschüler zu züchtigen hatte, zog dieser mit starrem Grinsen los und gebrauchte „seine Fäuste wie Dampfhämmer“ – ein Ausdruck von Brauer, der eine eigene Bibliothek mit Jugendliteratur besass und über einen reicheren Wortschatz verfügte als wir anderen.

Unser Zusammenhalt lockerte sich, als Brauer ins Gymnasium, Filbert und ich in die Sekundarschule übertraten. Bei diesem Anlass brannte Stöckli mit einem in der Stadt gastierenden Kleinzirkus durch. Er wurde bald wieder eingefangen und nach zwei weiteren erfolglosen Schuljahren als Tierwärter im städtischen Zoo angelernt.

Wie ich Jahre später erfuhr, hatte sich mein Klassenleh-

rer eingesetzt, mich gleichfalls aufs Gymnasium zu schicken. Er stiess bei meinem Vater auf vollkommenes Unverständnis. Ein Grund mochte sein, dass der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war und die Menschen so sehr beschäftigt waren, sich durch die Gegenwart zu schlagen, dass sie nicht mehr an die Zukunft glaubten. Entscheidend war allerdings, denke ich, dass ein solcher Ausbruch aus der Gesellschaftsordnung für meinen Vater unvorstellbar war. Mein törrichter Vater erlaubte sich gar, alle Aufsteiger zu verachten. In unseren Kreisen wurde der Erwerb von Wissen belächelt. Anerkannte Tätigkeiten waren Basteln, Briefmarkensammeln, Wandern und bestenfalls Leistungssport. Es gibt eine einzige intellektuelle Manifestation in meinem Elternhaus, die ich Ihnen bezeugen kann, nämlich, dass Arnold senior unter Zuhilfenahme eines schon aus dem Leim gehenden Jugendlexikons regelmässig das Kreuzworträtsel der Wochenendbeilage des städtischen Anzeigers löste.

Wissen mag Macht sein oder nicht, zumindest ist es ein hilfreiches Instrument in den Turbulenzen des Lebens. Ich habe den durch meine Herkunft programmierten Bildungsrückstand lange heftig verwünscht, bis ich ihn doch noch aufholen konnte. Die Gelegenheit dazu verdanke ich der Versetzung in den Stab Sonderfahndung, der im Frühling 1967, ein knappes Jahr nach Filberts Tod, gegründet wurde. Damals traf sich auf Initiative des Polizeipräsidenten die Spitze unseres Korps mit Vertretern der Stadtregierung und der Bundespolizei zu einer als Bergwanderung getarnten Geheimkonferenz in einer privaten, gut ausgestatteten Alphütte. Die Herren kannten sich vom Militärdienst. Besorgt über die sich über den Erdball ausbreitende revolutionäre Welle beschlossen sie, eine Einheit zum Zweck diskreter politischer Ermittlungen zu gründen und direkt dem Polizeipräsidenten zu unterstellen.

Es kam die Zeit der 68er-Unruhen, und ich erhielt den Auftrag, der Subversion verdächtige Elemente aus Hochschulkreisen zu überwachen. Unvermeidlich, dass ich

dabei viele Stunden in den Lesesälen der Hochschulbibliotheken verbrachte, einige Tischreihen vom Observierten entfernt und wenn möglich in seinem Rücken. Sie werden begreifen, meine Herren von der Staatsanwaltschaft, dass ich in dieser Situation nicht stundenlang in eine auf Augenhöhe kunstvoll gelochte Zeitung starren konnte ohne aufzufallen. Daher liess ich mich von einem älteren, vom Leben enttäuschten Bibliothekar, dem ich meine Lage andeutete und der die jungen, ungewaschenen Langhaarigen verabscheute, in die Regeln der Bibliotheksbenützung einweihen. Ich erhielt von meinen Vorgesetzten sogar die notwendigen Benützerkarten bezahlt, ein bemerkenswerter Umstand, verfügte doch der Stab Sonderfahndung anfänglich nur über bescheidene Mittel – aber die Jugendkrawalle verliehen meinem Antrag Nachdruck.

Ich begann zu lesen. Vorerst unsystematisch und, ich gestehe es, auf dem Niveau von prachtvollen Bildbänden mit kühnen, eisglitzernden Bergspitzen, historischen, messingglänzenden Eisenbahnen und überschallschnellen, silberfarbenen Kampfflugzeugen. Später ging ich systematischer vor. Ich wagte es, den Observierten in der Pose des reiferen, aber umso eifrigeren Fachhörers in ihre Vorlesungen und Seminare zu folgen, anstatt mich vor den Türen der Hörsäle herumzudrücken. Ich lernte mit, was die Observierten vorgesetzt bekamen, belegte Kurse in modernen Sprachen, Geschichte, Literatur, Geographie, Naturwissenschaften, vorklinischer Medizin und viel, viel Soziologie und beschaffte zusammen mit den Observierten die notwendige Fachliteratur. Der Polizeichef, welcher zu leutseligen Witzchen neigte – eine verbreitete Eigenschaft grosser Männer –, nannte mich zu jener Zeit scherzhaft „Herr Professor“. Natürlich verstand ich mangels geeigneter Vorbildung längst nicht alles, aber zu meinem Glück liefen vor allem die jüngeren Semester den politischen Aktivitäten nach, sodass ich die Grundkurse besuchen durfte.

Es lässt mich zuweilen an ein im Untergrund wirkendes Ausgleichsprinzip glauben, dass derselbe Wille zur

Ordnung, der mir eine höhere Bildung verwehrt hatte, mir später doch noch dazu verhalf. Meine Bildung wurde vom Zufall bestimmt, ist aber erstaunlich breit geworden. Damals saugte ich die schön strukturierte Information auf wie ein ausgetrockneter Boden den Regen. Ich war begeistert, dass endlich auch ich von diesem Nektar nippen durfte. Heute, da sich die meisten Dinge in meinem Leben geklärt haben, erscheint mir vieles schal, etwa das verstaubte Bildungsinventar meines Vorgängers in diesem Häuschen. Ein Wort zu meinem Vorgänger: Es handelte sich um einen längst emeritierten, allein stehenden Chemieprofessor, der in seiner akademischen Laufbahn derart viel Geschwätz angehört hatte, dass er entschied, sich in die Stille einer menschenleeren Natur zurückzuziehen und sich dabei, wie ich der hinterlassenen Briefschaft entnehme, offensichtlich gut fühlte, bis er eines Tages auf dem Weg ins Dorf zusammenbrach und augenblicklich verschied. Die Erben, weit entfernte Verwandte, die den alten Herrn längst vergessen hatten, gaben mir das Haus mit sämtlichem Inventar günstig ab.

In der Bibliothek des Verstorbenen ist nun zum Beispiel „Ekkehard“ von Scheffel in drei Ausgaben vorhanden, „Madame Bovary“ zweifach, wovon einmal in der Gesamtausgabe, De Amicis' „Herz“ fünffach, neben vielen weiteren, in Schicklichkeit geschriebenen Wälzern des letzten Jahrhunderts. Die Sammlung ist eindeutig im Zuge mehrerer, in einem Punkt zusammenlaufender Erbvorgänge entstanden und verrät uns, dass der Professor ein konservativer Langweiler gewesen sein musste, was die Literatur betraf: kein Werk des zwanzigsten Jahrhunderts.

Aber ich beklage mich keineswegs, denn es hat Trouvaillen unter den Büchern, etwa das lateinisch-deutsche Wörterbuch von Georges, Ausgabe 1875. Darin blättere ich, um meine zweiseimestrigen, wenn auch nie durch eine Abschlussprüfung zementierten Lateinkenntnisse aufzufrischen oder um der Herkunft von spät nachts aus dem Hinterhalt des Unterbewusstseins auftauchenden

Fremdwörtern nachzujagen. Und in einem verstaubten Winkel des Arbeitszimmers habe ich entzückt ein Regal mit forensischer Literatur entdeckt, deren Unterhaltungswert jenem der meisten Kriminalromane mindestens ebenbürtig ist. Sie könnte manchem Autor als wertvolles Quellenmaterial dienen und ist für einen ausgedienten Fahnder von sentimentalem Wert. Näher beim Schreibtisch steht ein Büchergestell mit Werken über Metallkunde, das einstige Fachgebiet des alten Herrn, nehme ich an, was mir erlaubt, über das Thema Metallverarbeitung zu meiner Jugendzeit zurückzukehren und den Faden der Geschichte dort aufzugreifen, wo ich gemäss dem Willen meines Vaters eine Schlosserlehre antrat.

Schlossermeister Josef Unteracker stellte Fahrradständer her. Seine Geschäfte gingen trotz Krieg glänzend. Kann sein, dass die Armee in ihren Bereitschaftsräumen reihenweise Fahrradständer aufstellte. Vielleicht eigneten sich die Ständer auch als Ersatzlafetten. Unteracker legte sein Geld in Miethäusern an, die auf einem ehemals sumpfigen Gelände am Stadtrand errichtet wurden. Am Samstagmorgen trieb er die Mieten ein und „sah nach dem Rechten“. Während seine Arbeiter die Werkstatt aufräumten, durfte, nein musste ich ihn begleiten. In einem knatternden Ford-Lastwägelchen fuhren wir los. Vor Unterackers Liegenschaften erwartete uns der Hauswart und, wenn es etwas zu reparieren gab, ein Handwerker. Wir schritten durch Unterackers Fürstentum, an der Spitze er selbst, mit seinem Handwerkerkollegen die Kriegslage besprechend, dann schweigend der Hauswart und am Schluss der Lehrling Noldi, der keine andere Rolle zu spielen hatte als im Gefolge mitzulaufen.

Aber ich wollte nicht zum Fürsten gehören, dessen Gebaren mir peinlich war, und hielt deutlich Abstand, denn Unteracker massregelte seine Mieter, die den Zins nicht zahlen wollten oder konnten und sich über die mangelhafte Heizung beklagten. Er erklärte ihnen unverblümt, zu viel Wärme mache das Volk träge und arbeitsscheu, er habe

daher angeordnet, nur minimal zu heizen, siebzehn Grad im Wohnzimmer seien gerade genug, ganz besonders in dieser schwierigen Zeit, da wir alle zum Wohle des Landes in Einigkeit zusammenstehen müssten. In den Ecken verschimmelten die Tapeten, und sogar der Hauswart murmelte, daran seien die billige Bauweise und die schwache Heizung schuld. Unteracker wies diese Behauptung zurück und erklärte, die Mieter lüfteten zu wenig. Dann belehrte er uns alle über die korrekte Art des Lüftens, die so kompliziert war, dass sie eine Hausfrau ohne weiteres den ganzen Tag lang beschäftigen konnte. Zum Abschluss riet er den Mietern eine frommere Lebensweise an – er selbst ging eifrig zur Kirche.

Nach Beendigung der Lehre behielt mich Unteracker bis zur Rekrutenschule in der Schlosserei, hörte allerdings nicht hin, wenn ich schüchtern eine Lohnerhöhung anregte. Ich tat dies auf Weisung meines Vaters, der am Mittagstisch verkündete, „der Junge soll sich gefälligst auf die Hinterbeine stellen und kann gerade einmal lernen, wie es in der Welt zu geht.“

Danach folgte der Militärdienst, der aus Kälte, nächtlichen Märschen, einsamer Angst und einem unstillbarem Hunger bestand. Als ich meine Zeit abgedient hatte, meldete ich mich zur Polizei und folgte den platt getretenen Fusstapfen meines Vaters.

Meine Jugendzeit mag nicht anders als durchschnittlich gewesen sein. Der Nachgeschmack, der sich in der Rückschau einstellt, ist fade, freudlos und ohne das Prickeln der Entfaltung. Die Welt stand mir nicht offen. Gewiss, das hing auch von mir selbst ab, von meiner mangelnden Unternehmungslust. Als Schlosser wäre ich bei der schweizerischen Hochseeflotte bestimmt willkommen gewesen. Mit zunehmender Verzweiflung hätte ich sogar meine Militärdienstzeit, wie viele es tun, nachträglich beschönigen und mich in die Fremdenlegion verpflichten können; selbst eine Verbrecherlaufbahn wäre denkbar gewesen, jenseits des Maschenzauns des Gesetzes, den ich später hütete – immer

vorausgesetzt, wir lassen derartige Ausweichmanöver als Entfaltung gelten. Es besteht übrigens keine Veranlassung, anzunehmen, dass die Aussichten für Stöckli und Filbert besser waren. Uns allen wurde die Entfaltung, wenn überhaupt, erst in späteren Jahren zuteil, in dem Mass, wie sich unsere gesittete Stadt und unser ordentliches kleines Land als Ganzes weiterentwickeln konnten. Wir verdanken unser Fortkommen der Hochkonjunktur der Sechzigerjahre.

Möglich übrigens, dass mein Eindruck der nicht vorhandenen oder verpassten Gelegenheiten lediglich aus heutiger Sicht entstanden ist. Indessen kann ich mich genau erinnern, dass meine seit der Lehrzeit anhaltende gedrückte Stimmung erst von mir wich, als ich beruflich auf eigenen Füßen zu stehen begann. Ich tat als junger Quartierspolizist Streifendienst, half alten Leuten über die Strasse und wachte darüber, dass die Radfahrer an steil abfallenden Strassen die Stoppsignale einhielten. Die Uniform verlieh mir Ansehen und ein kleines, nicht zu unterschätzendes Quantum Macht.

Mit dreiundzwanzig schien ich reif, eine Familie zu gründen, aber was die Frauen betraf, war ich unvorstellbar gehemmt. Ich begriff nicht, wie Brauer mit dem gegnerischen Geschlecht derart unbefangen umgehen konnte. Heute sehe ich, dass er nur seinen Klassenvorteil wahrzunehmen brauchte. Ein Besuch im elterlichen Arzthaus und eine Fahrt in Doktor Brauers Bentley brachten jede junge Dame zum Erliegen. Für junge Männer wie mich sah die Lage weniger vorteilhaft aus. Es gab unerreichbare kleine Feen, Töchter von Ärzten, Direktoren, Anwälten; dann, fast ebenso unerreichbar, die Töchter der Gewerbetreibenden – bis in die Fünfzigerjahre waren die Klassenschranken ziemlich undurchlässig, obschon in den Kinos aufklärerische, dem Sieg der Liebe über die Krämerseele verpflichtete Filme gespielt wurden. Uns blieben die Mädchen der eigenen Schicht. Diese liessen sich zwar bereitwillig für eine Knutscherei im Kino oder in einer zufällig sturmfreien Wohnung – Eltern abwesend, Geschwister durch Beste-

chung ausmanövriert – gewinnen, aber das war schon alles, denn aus klassenimmanenten Gründen waren die Reize dieser Mädchen nun einmal zum raschen Verblühen bestimmt, und die gewitzten Mütter hatten ihren Töchtern eingebläut, die Trümpfe unter keinen Umständen vorzeitig aus der Hand zu geben. Wer den Männern blind vertraute, wurde nur zu oft bitter enttäuscht. Zuerst musste der Interessent vor dem Traualtar festgenagelt werden.

Zu Annemarie und mir ist noch zu sagen, dass ihre Verweigerung meinen Wunsch, sie zu besitzen, heftig anstachelte, und in der Phase des blinden Werbens ging die Frage, ob wir überhaupt zueinander passten, unter. Es besteht kein Zweifel, dass nicht ich sie, sondern sie mich heiratete. An Annemarie musste ich unweigerlich geraten, denn sie war Stöcklis Schwester. Es ist mir zwar bis heute nicht klar, was mich so restlos für sie einnahm, dass ich alle übrigen Mädchen übersah. Sie war, wie die ganze Familie Stöckli, nicht gerade hell, dazu launisch, oft mürrisch, aber sie war hübsch und besass Schläue sowie Frechheit. Ich bewunderte sie, wenn sie, selbst Verkäuferin, ein Geschäft betrat und das Personal arrogant abkanzelte. Ihr Stil, sich zu kleiden, gefiel mir ebenso wie die leicht obszöne Art, mit der sie ihren jungen, kätzchenhaften Körper in die Fauteuils fallen liess und sich weich den Polstern ansmiegte. Aber Sie werden zugeben, meine Herren, dass dies alles ziemlich durchschnittlich klingt, und es scheint tatsächlich, dass ich sie am Ende nur um der Eroberung willen vor den Traualtar führte.

Unsere intimen Handlungen, die niemals „bis zum Letzten gingen“ – wie Annemarie es nannte –, begannen im Keller unseres Wohnblocks. Stöcklis wohnten im selben Haus wie wir, allerdings zwei Stockwerke unter uns, was der Beamtenklassierung entsprach. Vater Stöckli war Arbeiter beim städtischen Abfuhrwesen und somit tiefer eingestuft als mein Alter. In diesem Punkt waren sich Stöcklis und Wiederkehrs einig – erschreckend, wie gerade auch die unteren Klassen auf Unterschiede pochen.

Übrigens sahen sich auch Stöcklis noch lange nicht auf der tiefsten Stufe. Mutter Stöckli pflegte zu erklären, am freien Mittwochnachmittag begeben sie sich nicht in die Stadt, da sei der Pöbel unterwegs. Was Filberts betraf, so belegten sie eine Wohnung im Nachbarhaus, an besserer Lage, da nicht gerade an der Durchgangsstrasse, und überhaupt eine Spur vornehmer. Im Keller ihres Gebäudes stand die erste automatische Waschmaschine unserer Kolonie. Filberts Vater, müssen Sie wissen, war Chef des städtischen Hallenbades.

Annemarie ging mit meiner Schwester Mathilde zur Schule. Die beiden Mädchen waren eng befreundet, bis meine Ehe in Brüche ging. Drei Jahre jünger als ich, wuchs Mathilde in meinem Schatten auf. Ich fürchte, sie bewunderte mich stets, während ich sie jahrelang kaum wahrnahm, denn Frauen zählten nicht in unserer Familie. Mathilde war ein ruhiges, gutmütiges Kind, hübsch, wenn auch zu dick. Mit siebzehn, während ihrer Lehrzeit als Apothekergehilfin, machte sie eine Krise durch. Ein halbes Jahr lang lief sie verheult, nachlässig und verschlossen herum, ich habe von ihr nie erfahren, was los war. Danach wurde sie beinahe wie früher. Mit zweiundzwanzig heiratete sie einen Architekten, zog zwei Kinder gross und entdeckte nach fünfzehn ruhigen Ehejahren die Aussagefähigkeit ihres Körpers. Dies geschah zur selben Zeit, da mich die Beförderung in den Stab Sonderfahndung aus dem dumpfen Alltagstrab rettete. Als ich eines Tages bei Mathilde zu Besuch weilte und wie üblich ihre Familie und ihr Heim diskret musterte, stellten meine detektivisch geschulten Augen plötzlich fest, dass sie schlank und apart geworden war und grossen Wert auf ihr Äusseres legte. Ob dies mit dem beruflichen Erfolg ihres Mannes einherging? Ich kann es nicht sagen.

Heute, im fortgeschrittenen Alter, in dem sich unsere Reihen bereits gelichtet haben und immer schneller lichten werden, ist sie der Mensch, der mir am nächsten steht. Auch wenn wir uns nur alle paar Monate sehen, zehre ich

von der familiären Vertrautheit. Sie sorgt sich um mich, sie hat mir geholfen, mein Rentnerhäuschen in dieser südlichen Talschaft zu beziehen, und als ich mit Gelbsucht im Spital lag, besuchte sie mich, so oft sie konnte. Sie wollte mir sogar einen Fernsehapparat ans Bett stellen, was ich ablehnte, da innerlich bereits unterwegs in die Stille. So etwas passt eher zu meinem wohlhabenden Schwager, der auf den letzten Grünflächen, die noch zu kaufen sind, Einfamilienhäuser nach immer demselben Muster errichtet und gönnerhaft auf mich, den Polizisten, herabsieht. Er ist ein eifriger Schulterklopper. Wenn ich bei meiner Schwester zu Besuch bin, bearbeitet er unaufhörlich meinen Rücken und belehrt mich über dies und das. Aber wir mögen uns, ja, wir mögen uns gar nicht schlecht.

Doch zu meiner Heirat. Die Hochzeit lief nach dem Standarddrehbuch ab, weisses Brautkleid, schwarzer Anzug, Ständchen der Polizeimusik, anschliessend Carfahrt mit allen Stöcklis und Wiederkehers in die Blütenlandschaft des Thurgau. Brauer fuhr uns in seinem eigenen Wagen nach, einem Morris Ten, begleitet von seiner schönen Verlobten, der Tochter eines mächtigen Fabrikanten unserer gesitteten Stadt. Filbert war eingeladen, mit ihm zu fahren, was zu Streit führte. Ihm stach der Gegensatz zwischen dem entsetzlich konventionell feiernden Kleinbürgertum und dem weltgewandten Brauer in die Augen, der erklärte, er sehe keinen Sinn darin, sich anzubiedern und mit uns in den Car zu steigen, da er in seinem Wagen bequemer sitze. Ich war damit einverstanden, denn die vereinigten Stöcklis und Wiederkehers hätten sich durch seine Anwesenheit ohnehin gestört gefühlt.

Filbert hingegen grollte, und kaum sassen wir an weiss gedeckten Tischen im Gartenrestaurant am Bodensee, warf er ihm Klassenarroganz vor. Hierauf brach Brauers Verlobte in ein perlendes Lachen aus, was Filbert noch stärker erzürnte. Er steigerte er sich in eine keifende Wut und wurde beinahe tötlich. Schliesslich verliess er die feiernde Gesellschaft grusslos, um mit dem Zug nach Hause zu

fahren. Der Vorfall wurde kaum bemerkt. Nur ich, der ich mich für das ganze Geschehen verantwortlich fühlte, beobachtete meine Freunde besorgt und war froh, dass es nicht zu einer grösseren Szene kam. Als wir uns zwei Wochen danach wieder am Stammtisch trafen, entschuldigte sich Filbert erst bei Brauer, dann bei mir.

Wir brachten den Festtag wie vorgesehen hinter uns, mit zotigen Anspielungen in holperigen Versen, Tanzeinlagen, bei denen sich jedermann das Recht nahm, die Braut ein letztes Mal intim knutschen zu dürfen, und mit den unvermeidlichen Tränen der Brautjungfern, deren so genannte Kavaliere sich daneben benahmen – sie frönten der Sauferei, statt sich um die Damen zu kümmern. Warum nur wird dieser Tag in unserer Kultur als der schönste des Lebens bezeichnet?

Unsere Hochzeitsnacht in einem Hotel am Bodensee – die heitere Gesellschaft fuhr allein zurück – wurde ein Desaster. Ich trat die Ehe unberührt an, Annemarie jedoch nicht. Diese Entdeckung brachte meine männliche Kraft augenblicklich zum Erliegen, auch wenn mir Annemarie unter Tränen klagte, sie sei als Dreizehnjährige von einem brutalen Nachbarburschen, dessen Namen sie übrigens nie preisgab, in einem Schrebergartenhäuschen vergewaltigt worden.

Nach dem verunglückten Anfang kettete uns die Gewohnheit des Alltags zusammen. Wir führten eine Ehe ohne Leidenschaft, ohne Höhepunkte, ohne Reiz. Die Wohnbaugenossenschaft hatte uns eine Wohnung in derselben Kolonie zugesprochen, in der unsere Eltern lebten. Das Ergebnis davon war, dass die Mütter die Befehlsgewalt übernahmen. Plötzlich war eine neue Zeit angebrochen, in der wir Männer im Haus nichts mehr zu sagen hatten. Kamen unsere Eltern zu Besuch, zogen sich die Väter lahm und uninteressiert in eine Ecke zurück, während die Mütter uns erklärten, wie wir uns einzurichten hatten. Sie legten auch unsere häuslichen Gewohnheiten fest. Ich fürchte, sie nahmen bei Annemarie sogar Einfluss auf

die Gestaltung unseres Geschlechtslebens, an dem meine Gattin während der gesamten Dauer unserer Ehe eher widerwillig teilnahm.

Ausserdem bekochten uns die Mütter regelmässig, und als sich um die Mitte der Fünfzigerjahre die Regale in den Märkten mit erschwinglichen Lebensmitteln zu füllen begannen, wandelten sich die Familienmahlzeiten bei uns zu Gewaltakten. Unter dem Siegel der Liebe wurden besonders die Söhne und Schwiegersöhne mit pompösen Mahlzeiten genudelt, von denen die Frauen nur kosteten, während sich die Väter in die vom Arzt verschriebene Diät flüchteten.

Ich setzte mich im Kreis der Familie erwartungsvoll an den Tisch, verspürte guten Appetit und freute mich auf einen Happen. Die Hausfrau – Frau Wiederkehr oder Frau Stöckli – servierte einen reichhaltigen Salat und selbst gebackene Fleischpastetchen, sie rechnete mit drei Stück pro Nase, aber da die Frauen nur je eines und die Väter höchstens zwei nahmen, wurde der Rest ohne nähere Begründung dem jungen Noldi, der sich anscheinend als einziger kräftigen musste, hingeschoben. Und Noldi, damals noch nicht in Abwehr geübt, konnte dem von der kollektiven Vernunft diktierten Automatismus keinen Widerstand entgegensetzen. Danach fühlte er sich satt und wollte aufstehen, doch das war erst die Vorspeise gewesen, nun folgte der Braten, begleitet von einem fetten Kartoffelgratin, und dann standen Kompott, Torte und Kaffee auf dem Programm. Aber das Schlimme daran war, dass ich mir das alles gefallen liess.

Wir glitten schnell in ein Dasein hinein, in dem ein Tag dem anderen glich. Annemarie arbeitete weiterhin als Verkäuferin in einem Warenhaus. Vielleicht besass sie eine Vision über das, was aus ihr werden sollte. Ich hatte keine. Ich tat Polizeidienst und begann, an freien Tagen mit dem Polizeiclub Klettertouren zu unternehmen. In einer Schublade des vom Chemieprofessor geerbten, riesigen Schreibtisches bewahre ich Photos aus jener Zeit auf. Der

junge Wiederkehr triumphierend lachend auf einer verschneiten Bergspitze; Noldi, der flotte Bergkamerad, braun gebrannt und schlank, beim Abseilen.

Vorgestern besuchte mich Filberts Sohn Manfred. Er befand sich auf der Durchreise nach Belgrad, wo er eine Reportage über die historische Leistung des Bundes jugoslawischer Kommunisten plant. Er erzählte enthusiastisch davon, als wir nachmittags auf der Terrasse Tee tranken, und ich sah, dass er sich im Thema verstrickt und seine Botschaft bereits zurecht gelegt hatte. Er würde das Bild vom realen Sozialismus mit einem menschlichem Gesicht einfärben und die prickelnde These aufstellen, dass das jugoslawische Modell auch unserem Land zum Fortschritt gereichen könne. Diese Thematik scheint sich zu seinem Spezialgebiet zu entwickeln. Der Stern des jungen Mannes ist seit seiner viel beachteten Fernsehsendung über Kuba stark im Steigen. In seinem beim Trödler erworbenen, schweinsledernen Aktenkoffer schleppt Manfred, ohne es zu wissen, den 70-jährigen Konflikt der schweizerischen Sozialdemokraten herum, deren einer Flügel sich immer als verlängerter Arm der Kommunisten verstand, während der andere eine eigenständige und pragmatische Politik verfolgte und sich von den Gräueln der sozialistischen Diktaturen distanzierte.

Der Bursche schlägt ganz seinem Vater nach, und das ist nicht verwunderlich. Im Alter, da wir unseren Vätern grenzenlos vertrauen, wendete Filbert eine Menge Zeit für den Jungen auf und trichterte ihm seine Weltanschauung ein, und im Alter, da wir uns ablösen, war Filbert tot und existierte nur noch in verklärter Form. Wie sein Vater wandte sich Manfred dem engagierten Journalismus zu, doch im Unterschied erwarb er die Grundlagen dazu an der Universität. Für Manfreds Studium kam Brauer auf. Er griff der vom Schicksal getroffenen Familie sofort und bedingungslos unter die Arme. Dieser Umstand vermochte den jungen Filbert jedoch nicht zu korrumpieren. Ohne zu zögern setzte er den ererbten Streit gegen Kapitalisten wie Brauer fort.

Ich gestehe, dass mich Manfreds Besuch veranlasste, endlich diesen Bericht zu schreiben. Manfred wird immer mehr zum Abbild seines Vaters. Er ist mager, hat den schlechten Teint geerbt – womöglich eine Folge von Grossvater Filberts Hallenbadkultur – sowie die langen, strähnigen, schuppigen Haare, den sehr beweglichen, immer feuchten, rechteckig geformten Mund und den kindlichen Gesichtsausdruck. Wenn ich ihm gegenüber sitze, verschwinden dreissig Jahre im bläulichen Dunst meines Stumpens, und ich sehe den älteren Filbert vor mir. Es ist nur folgerichtig, dass wir sofort in Streit geraten.

Ich griff seine Fernsehsendung über Kuba an. Darin schildert Manfred im Stil schwärmerischer Tourismuswerbung ein Volk, das arm aber glücklich ist und wo jeder das bekommt, was er zum Leben braucht, weil, so behauptet Manfred, eine Mehrheit lieber Gerechtigkeit wünsche als individuelle Entfaltung und deswegen bereit sei, zugunsten der kollektiven auf individuelle Ziele zu verzichten. Hinter seinem in karibischen, fröhlichen Farben gewebten Vorhang schimmerten jedoch Zerfall und gedrückte Stimmung durch, sowie das Leiden des Volkes unter dem historisch unvermeidlichen Versagen der Planwirtschaft, für deren Durchsetzung ein viel zu grosser, kostspieliger Sicherheitsapparat nötig war. Manfred verwahrt sich natürlich dagegen, dass ich aus seiner Reportage nur gerade solche Dinge herauslese.

„Du ziehst die falschen Schlüsse, Onkel Noldi. Schliesslich müssen sie die Errungenschaften ihrer Revolution gegen die Imperialisten verteidigen.“

Schon sein Vater trat stets für politische Systeme ein, in denen die Menschen wie Nutztiere gehalten werden, notdürftig gefüttert und mit Kleidung und Wohnung versorgt, aber mittels Erziehung und Kultur auf die grosse utopische Aufgabe ausgerichtet wie Magnetchen auf ihren Pol. Von der Wiege bis zur Bahre verläuft das Leben in vorgezeichneten Bahnen. Persönliche Neigungen sind verpönt, Lustempfindung ist beinahe schon kriminell,

die Staatsmacht weist den Menschen eine Arbeit zu, die den gesellschaftlichen Bedürfnissen entspricht, und sie bestimmt, was zur Kultur gehört. Ungehindertes Reisen, die Erfahrung anderer Welten, avantgardistische Literatur und Musik sind von der Einkaufsliste gestrichen. An ihrer Stelle stehen Leistungssport, klassische Künste und freiwillig nach der Arbeit zu genießende Parteipropaganda auf dem Programm.

Die Tätigkeit im Stab Sonderfahndung brachte mich auf die Spur jener Menschen, die sich in unserer gesitteten Stadt, in unserem ordentlichen kleinen Land als revolutionäre Elite verstanden und glaubten, es sei tatsächlich möglich, auch unsere von ländlicher Tradition geprägte Gesellschaft in ein solches politisches System zu pressen. Ich blieb dabei nicht gleichgültig sondern bemühte mich, ihre Beweggründe nachzuvollziehen. Ich habe sie jahrelang beschattet zu Zeiten, als wir von ihren Clubs noch Subversion erwarteten. Ich nahm an ihren Veranstaltungen teil, in der Rolle des Mitläufers mittleren Alters, der wegen irgendeiner Belanglosigkeit, zum Beispiel einer falsch platzierten Verkehrsampel, mit der Stadtverwaltung in Fehde lag. Ich folgte ihnen in ihre Buchhandlungen, ihre Bibliotheken, ihre Vorlesungen und in ihre revolutionären Cafés. Ich war auch in ihren Wohnungen, auf der Suche nach Anhaltspunkten, die mir zeigen sollten, was hinter der ganzen Bewegung steckte. Das war, zugegeben, illegal, aber kinderleicht und überdies amüsant, bevor es zur Routine verkam.

Stellen Sie sich vor, wie ich, nachdem ich den Abend als geeignet befunden habe, in den Keller der Polizeigebäudes hinunter steige und beim Materialverwalter des Polizeimagazins gegen Quittung einen Bund Nachschlüssel und Dietriche empfangen. Das Instrumentarium stammt von einem Berufseinbrecher, der jetzt in einer Gefängniszelle sitzt und den im Augenblick, da ich den Bund übernehme, bestimmt die Finger zu jucken beginnen. Eine absolvierte Schlosserlehre wie in meinem Fall erweist sich als zusätzli-

che Hilfe, falls Probleme auftauchen, ist aber nicht notwendig, da Probleme kaum je auftauchen. Ich habe mich vergewissert, dass die Wohnungsinhaber an einer Veranstaltung teilnehmen. Es ist früher Abend. Ich befinde mich in einem Arbeiterquartier der Jahrhundertwende, und die zu besuchende Wohnung liegt in einem Jugendstilhaus. Im Glücksfall herrscht laues, trockenes Wetter, und es duften die Linden. Allmählich wird es dunkel. Während es Kollegen gibt, die harmlos herumspazieren und das Objekt ihrer Neugier immer enger einkreisen, halte ich nichts von solch affigem Getue und steuere mein Ziel direkt an.

Die Haustüre ist noch nicht verschlossen. Ich betrete das Haus, schnüffle und nehme nur neutrale Gerüche wahr, wo es früher nach Kohl und Kinderwindeln roch. Dann steige ich die Treppe hoch und klinge vorsichtshalber an der Wohnungstür. Sollte jetzt jemand öffnen, bin ich der Staubsaugervertreter (und wäre gerne mormonischer Missionar, kann hierfür aber zu wenig Englisch). Es meldet sich niemand, wie erwartet. Ich bleibe ruhig im Treppenhaus stehen, bis der Dreiminutenschalter, Gott segne unsere sparsamen Schweizer, das Licht ausgeknipst hat. Die Nachbarn in diesen Miethäusern können ausdauernd neugierig sein, es macht ihnen nichts aus, trotz Krampfadern stundenlang am Türspion zu stehen. Als Polizist beklage ich mich nicht darüber. Schon oft haben sie uns deswegen wertvolle Hinweise geben können. Nun öffne ich sachgerecht das Türschloss und betrete rasch und lautlos die Wohnung. Wieder bleibe ich ruhig stehen, bis sich meine Augen adaptiert haben. Ich horche und vernehme nichts als das Knacken des alten Gebälks oder das Einschalten des Kühlschranks. Ich atme freier und beginne, mich zu bewegen, stolpere jedoch in der Dunkelheit des Korridors sogleich über einen Berg von Schuhen und breche mir fast den Hals dabei – hoffentlich haben die Nachbarn nichts gehört. Leise fluchend taste ich mich den Wänden entlang zu den Zimmern. Nachdem ich mich vergewissert habe, dass niemand in den Betten liegt, kann ich die Miniaturtaschen-

lampe einsetzen, deren Licht so schwach ist, dass es selbst bei offenen Vorhängen von der Strasse aus nicht wahrgenommen wird, solange ich den Strahl nicht direkt gegen die Fenster richte.

Und was finde ich in der Wohnung vor? Es herrscht ausnahmslos ein furchtbares Durcheinander. Das erschwert zwar die gezielte Durchsuchung, erleichtert sie aber gleichzeitig, denn ich darf ruhig davon ausgehen, dass das Verstellen, ja selbst das Entwenden einzelner Gegenstände kaum bemerkt wird. Ganz anders als in meiner eigenen Wohnung zu Annemaries Zeiten, wo nichts auch nur um einen Zentimeter verrückt werden durfte. Versties ich gegen diese Regel, mahnte Annemarie in einem jede weitere Meinungsäusserung ausschliessenden Ton: Jedes-Ding-an-seinen-Ort-spart-viel-Müh-und-böse-Wort. Grosser Gott! So wurde man bei Stöcklis erzogen, und bei Wiederkehren gerade auch. Dabei besaßen wir nicht etwa wenig Hausrat, im Gegenteil. Denn dank dem Umstand, dass sie in einem Warenhaus arbeitete, schaffte sie im Lauf der Jahre unserer Ehe eine Unmenge Tinnef herbei, Strohlumen, Tierchen aller Art und aus jedem denkbaren Material, süsse Bildchen mit pissenden Kinderchen und kitschige, brünierte Photos, abgesehen von all den bestickten Kissen und den Kerzenhaltern.

In der Wohnung der Revolutionäre, die ich soeben betreten habe, dominiert Papier in allen Formen. Ich kämpfe gegen eine papierene Sintflut aus Zeitschriften, Zeitungen, Magazinen, Büchern, Heften, Flugblättern, Veranstaltungsprogrammen, Plakaten, Manuskripten, Kartezetteln, Notizzetteln, selbst Trambilletchen, Kinobilletchen, Kassenzettel, Kleenex und Klosettpapier – nur keine Verpackungsmaterialien, eigenartig. Mich überkam bei jeder Durchsuchung das heftige Verlangen, den Papierkorb zu ergreifen und radikal zu räumen, weg mit diesen Gespinsten aus Zellulose und Hirntätigkeit, die uns Raum, Luft und Licht wegnehmen.

Weitere Gemeinsamkeit: In jedem Zimmer steht ein bis

zur Decke reichendes, absichtlich primitives Regal, Spanplatten mit Backsteinen oder Obstharasse vom italienischen Gemüsehändler, in dem die Wohnungsinhaber, ohne dass er viel spricht, sogleich einen Mann mit dem richtigen politischen Instinkt erkannt haben. Und alles ist voll gestopft mit politischer Literatur. Ich weiss nicht, was heute aktuell ist, aber zu meiner Zeit lauteten die Themen: Ausrottung der Indianer, Umweltkatastrophen der westlichen Zivilisation, Spätschäden der Babynahrung und unserer Medikamente in der Dritten Welt, Bedrohung des Friedens durch die amerikanischen Atomraketen und, geographisch näher, nostalgische Arbeitskämpfe in der Schweiz.

Doch all dies reichte nicht aus, mir auch nur die geringste Andeutung einer Erklärung zu geben, weshalb die Revolutionäre mit dem bestehenden System unzufrieden waren – umso mehr, als sie seine Möglichkeiten und Einrichtungen ausgiebig und ohne jegliche Schuldgefühle für sich ausnutzten. Das Nachdenken über diese Frage verwirrte mich, manchmal gerieten mir alle Gesellschaftsformen durcheinander, ich vermochte die Unterschiede nicht mehr klar zu erkennen, sah dieselben Ansätze hüben wie drüben und erkannte etwa in den Forderungen unserer Wirtschaft an die Bürger grosse Ähnlichkeit zu denjenigen des autoritären Staates.

Was unterschied diese Intellektuellen von den etablierten Machthabern? Wenig, abgesehen davon, dass sie oft deren Kinder waren. Die übervollen Regale kamen mir in meiner Verwirrung plötzlich als Statussymbol vor, wie die Bücherwand mit ungelesenen Klassikern im Wohnzimmer unseres früheren Polizeipräsidenten, das zu betreten ich die Ehre hatte, als uns der Chef anlässlich der Beförderung zum Fahnder I zu einem Aperitif einlud, eine einmalige Gelegenheit, die sich nie mehr wiederholte, ich weiss sie heute noch zu schätzen, auch wenn mir sofort einfällt, dass der damalige Einsatzleiter Benz, der legendäre, alte Benz, uns vor der Haustür des Chefs abfing und kontrollierte, ob wir in Anzug und Krawatte und nicht schon angesäuselt

zum Anlass erschienen.

Anders als beim Polizeichef entdeckte ich allerdings in den suspekten Wohnungen für gewöhnlich keine Vitrine mit modernen Schusswaffen aus aller Welt, und nur in Extremfällen Sprengstoff, und meistens nicht einmal Drogen, allerhöchstens ein Quäntchen Haschisch für den Eigengebrauch, das ich liegen liess – die Kollegen vom Betäubungsmitteldienst winkten nur noch ab, wenn wir ihnen mit dem Shit kamen.

Die Harmlosigkeit ist mittlerweile zum Programm geworden. Das Problem der Subversion hat sich in den letzten Jahren stark gemildert. Die früher extremsten Systemveränderer haben sich nach und nach der Astrologie, dem biologischen Gartenbau, dem freien Unternehmertum, dem Ausbau alter Bauernhäuser, dem Antiquitätenhandel und weiteren nützlichen Tätigkeiten verschrieben. Einige haben sogar beim Marsch durch die Institutionen, dank ihrem rührigen Wesen, Karriere gemacht, und nachdem sich bei Polizeidirektion und Stadtregierung vor zwei Jahren die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass die heutige ausserparlamentarische Opposition zwar immer noch laut und geschwätzig, aber polizeilich gesehen ungefährlich ist, wurde unser Stab Sonderfahndung ersatzlos gestrichen. Diesem Umstand verdanke ich meine vorzeitige Pensionierung, verbunden mit der Übersiedelung in dieses südlich gelegene, von einem verstorbenen Chemieprofessor übernommene Häuschen, auf dessen Graniterrasse ich vorgestern mit Manfred Filbert beim Tee, später beim Wein sass und stritt.

Es war ein wunderschöner Abend, klar, mit blauen Bergrücken in der Ferne unter einem gelblichen Himmel, noch warm, auch wenn die kommende Kühle schon in der Luft lag. Was die Streiterei betrifft, so bin ich ihrer manchmal müde, aber dann denke ich, als Miterzieher bin ich es Manfred schuldig, ihm väterlichen Widerstand entgegenzusetzen, sonst reift er womöglich nie. Dabei hat er es bitter nötig, ist er doch auch schon über dreissig. Betrachten wir

nur einmal sein Gesicht: Wenn ich Manfred unterwegs in einer Autokolonne im Rückspiegel bemerkte, würde ich sofort denken, wohin fährt die Kleine mit ihrem grossen, brandneuen Citroen. Trotz Anflug eines Schnurrbarts trägt Manfred ein unschuldiges Mädchengesicht zur Schau, mit einem Zug ins Ältliche, umrahmt von dunklen Strähnen.

Wir stritten uns über die Rolle der Medien in der Gesellschaft, ich, ein nur zufällig gebildeter, dafür im Beobachten und Kombinieren von Fakten geschulter Fahnder, und dieses studierte Bürschchen, das die Dinge nicht so sehen will wie sie sind. Für Manfred sind die Medien, genauer, die Medienschaffenden, zuerst einmal das mahrende Gewissen unserer Gesellschaft, gleichsam die vierte Gewalt. Eine Rolle, die noch von vielen beansprucht wird, wende ich ein, von Parteien, Kirchen, Lehrern und überhaupt den sozialen Berufen, schliesslich von sämtlichen Bürgerinitiativen und den so besorgten wie unermüdlichen Leserbriefschreibern. Allen gemeinsam ist, dass sie verschiedene moralische Massstäbe anlegen: einen für die Freunde und einen für die Feinde.

„Ich merke schon, worauf du hinaus willst, Onkel Noldi. Du nimmst meine Kubareportage und wirfst mir vor, unseren revolutionären Freunden gegenüber moralisch blind zu sein. Und ich sage dir: die revolutionären Bewegungen mögen ihre Fehler haben, aber insgesamt sind sie gerecht und weniger blutig als die Reaktionäre.“

Und schon sind wir wieder in einer Pattsituation. Von hier aus würde sich das Gespräch mit immer denselben Argumenten endlos weiterdrehen, ich würde bei meinem, Manfred bei seinem Standpunkt bleiben. Er glaubt an das Gute nur im wahrhaft revolutionären Menschen, während ich, nach jahrzehntelanger Erfahrung mit Kriminellen, an das Schlechte in allen Menschen glaube.

Ich will schon aufstehen, da kommt mir der Bursche mit der Pflicht der Medien, die Öffentlichkeit über alles zu informieren, was für diese wichtig sein könnte. „Schön, wenn's ums Informieren ginge“, wende ich ein und setze

mich wieder hin. „Aber in erster Linie geht es um Angstmacherei, um Nervenkitzel und um die Pflege von Ressentiments. Nur mit einem bin ich einverstanden: das ist es, was für die Menschen wichtig ist.“

„Du polemisierst wieder, Onkel Noldi. Vergiss nicht, dass wir die Welt zeigen wollen, wie sie ist, unbequem, ja beängstigend, und von destruktiven Kräften durchsetzt.“

„Nicht wie sie ist, sondern wie ihr sie seht. Und eure Optik ist durch die elementaren Polarisierungen unserer Zeit bestimmt. Die Spannung zwischen Ost und West ist zwar vorbei, aber diejenige zwischen Nord und Süd lebt weiter, ebenso jene zwischen der eigendynamischen Weiterentwicklung der Zustände und der Nostalgie nach heilen, vergangenen Zeiten. Und was ist das Ergebnis dieser einseitigen Optik? Wenn man euch Redaktoren, Kommentatoren und Moderatoren einmal kennt, weiss man genau, mit welchen Worten ihr auf ein Ereignis reagiert. Die Medien werden dadurch immer langweiliger. Und das gilt für die gesamte politische Auseinandersetzung in unserem ordentlichen kleinen Land, wo die Meinungen gemacht und zementiert sind und wir seit Jahren immer dasselbe Gerangel und Gezanke aufführen, obschon sich die Welt immer schneller dreht. Und von jedem wird ein Engagement gefordert, es gilt, Stellung zu beziehen, dafür oder dagegen, Zwischentöne werden nicht geduldet. Lieber Manfred, da mache ich nicht mehr mit. Das langweilt mich. Wenn es noch um existenzielle Fragen ginge. Aber nein, es geht um Balgereien und Scheingefechte. Die Auseinandersetzung ist viel wichtiger als ihr Thema. Als Sechzigjähriger stehe ich näher beim Tod als bei der Jugend und möchte mich in der mir noch zur Verfügung stehenden Zeit mit den wirklich grundlegenden Dingen beschäftigen.“

„Aber die gesellschaftlichen Veränderungen sind doch wirklich grundlegend, Onkel Noldi, und die Medien unterstützen sie, indem sie das politische Bewusstsein des Volkes wecken. Auch wenn wir, wie du sagst, uns immer

wiederholen: wir müssen dem Volk die Augen öffnen und der Propaganda der Herrschenden Gegensteuer geben.“

Pah! Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, Manfred mit der Verstärkerhypothese zu konfrontieren, die er zweifellos in seinem Studium behandelt hat und die ich in einer journalistischen Vorlesung aufgeschnappt habe, bei der Überwachung einer Studentin mit schlechthin aufregender Figur, die leider derart radikalisiert war, dass sie sich weigerte, die Wirkung ihrer Reize wahrzunehmen. Und so dozierte ich dem studierten Journalisten, der dies alles besser wissen musste als ich:

„Du erinnerst dich sicher daran, die Medien bewirken nicht etwa Veränderung der Meinungen, sondern lediglich die Verstärkung bestehender Meinungen. Der einleuchtende Grund hierfür: das Selektionsverhalten des Medienkonsumenten. Drei grosse S malte der Professor, der lange als Zeitungsredaktor gewirkt hatte und es wissen musste, an die Tafel: selektive Wahl der Medien, die dem Einzelnen zusagen, selektive Wahrnehmung der Inhalte, die ihn ansprechen, und schliesslich selektives Erinnern jener Information, die in sein Bild passt.“

„Ach hör doch auf damit, Onkel Noldi, du argumentierst so, weil du die politische Auseinandersetzung im Keim ersticken willst, damit sie deine Bequemlichkeit nicht stört. Nein, Onkel Noldi, ich sage es ungern, aber um hier mitreden zu können, reicht deine zufällig erworbene Bildung nicht aus.“

Manfred war laut geworden, hatte ein triumphierendes Lächeln aufgesetzt, reckte den Hals aus dem Kragen seines modischen Yves-Saint-Cardin-oder-wie-immer-das-Zeugheisst-Hemd und schaute sich nach einem unsichtbaren, applaudierenden Publikum um. Er war überzeugt, er habe es mir gegeben.

Meine zufällige Bildung eignete sich stets als Spottobjekt. Schon immer belächelte, bekrittelt, belästigte man mich deswegen. Nun ja, ich bin kein geschulter Akademiker, aber gerade diese Bildung erlaubt mir wenigstens, bei

solchen Diskussionen mithalten zu können. Das war nicht immer so. Als ich noch gewöhnlicher Fahnder war, fanden derartige Auseinandersetzungen am Stammtisch zwischen Brauer und Filbert statt. Stöckli und ich sassen daneben und bestaunten die schnelle Kadenz der geschliffenen Formulierungen, wenn die Gegenspieler ihre Ansichten verteidigten, wobei Brauer, so viel konnten wir ausmachen, Filbert überlegen war. Inzwischen konnte ich also auch mitmachen, und widersprach:

„Es geht doch nicht um Bequemlichkeit, sondern um Skepsis. Ich habe das Gefühl, ihr zerredet die Symptome, ohne den Motor dahinter zu begreifen. Die zwangsläufige Entwicklung von Wissenschaft und Technologie oder die Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung, welche die Völker nun einmal hinter sich bringen müssen, laufen so ab, dass niemand eine Wahl hat. Und ihr gaukelt euch vor, dass dies alles dennoch zu ändern wäre. Nächstens werdet ihr noch anfangen, demokratisch über die Gültigkeit der Naturgesetze zu beschliessen. Für euch Politiker und Journalisten sind eure Worte und Meinungen die Realität. Euch geht es vor allem darum, immer und immer wieder die Schuldfrage aufzuwerfen und Schuldige zu bezeichnen. Und die treibende Kraft hinter diesem Getue? Eure Vorurteile und Ressentiments – ich glaube an die treibende Kraft der Ressentiments. Jeder fühlt sich schliesslich einmal gründlich verletzt. Die meisten hegen ihren Groll ein Leben lang, nähren und pflegen ihn ausgiebig, besonders Leute wie du und dein Vater.“

Nachträglich sehe ich mich Manfred als unwirschen, alten Mann gegenüber sitzen, der seinen aufgestauten Ärger am erstbesten Opfer auslässt. Natürlich ging ich zu weit. Ich sprach nicht mit Manfred, sondern mit Franz Filbert, bei dem ich überzeugt bin, dass sein politisches Engagement von seinem Ressentiment gegen Brauer genährt wurde. Von Jugend auf war er auf den talentierten, privilegierten und immer erfolgreichen Rivalen fixiert und hätschelte seine Verbitterung über die offenkundige Ungerechtigkeit.

Brauer musste davon wenig bemerkt haben. Filbert jedoch kam nie aus dem Clinch mit Brauer heraus, wie wenn wir in einer primitiven, isolierten Dorfgemeinschaft gelebt hätten. Eine bittere Sache und, Sie werden noch sehen, ein Schlüsselement im Fall Filbert.

Am wöchentlichen Stammtisch im Hotel „Schwert“ liess Filbert keine Gelegenheit aus, um gegen Brauers Privilegien zu sticheln. Wenn ich dies schreibe, fühle ich mich zurückversetzt in die alte, elegante, mit dunklem Holz getäfelte Gaststube, mit Spiegeln an den Wänden und Marmorsäulen. Das „Schwert“ war, wie die Dinge nun einmal liegen, für Stöckli und mich zu vornehm. Doch wagten wir es nicht, Brauer eine verrauchte Beiz in unserem Quartier zuzumuten, wo mit fortschreitendem Abend lärmende Trunkenbolde und später noch die Zuhälter den Ton angaben.

Die Szenerie im „Schwert“ gehört allerdings der Vergangenheit an. Mittlerweile ist die berühmte Gaststube umgebaut worden in ein bekanntes, der höchsten Gastronomie verpflichtetes Restaurant, vier Sterne im Michelin, der unsere gesittete Stadt und einen Teil unserer ordentlichen, kleinen Landes betrifft. Und dazu in eine sehr elegante Cafeteria mit Minitischchen, an denen jemand mit der Statur Ihres Berichterstatters einfach nie genügend Platz findet. Aber der Raum muss bei den heutigen Verhältnissen in unseren Stadtzentren optimal genutzt werden, wie es heisst. Eine weitere Tendenz, gegen die Manfred und seinesgleichen vergeblich ankämpfen. Die Mechanismen, die dies bewirken, sind stärker und nicht kontrollierbar. Sie hängen mit der unaufhaltsamen, nicht überblickbaren Entwicklung der Besiedlungsstruktur in unserem ordentlichen, kleinen Land zusammen. Und damit sind wir beim nächsten Streitpunkt.

„Das ist doch kein Fortschritt, Onkel Noldi, sondern eine Fehlentwicklung.“

„Das hiesse ja, dass es bergab geht. Dass also die Zustände irgendwann besser waren. Ich möchte nur wissen,

wann. Ich glaube nämlich an den Fortschritt, weil ich ihn erlebt habe. Mir und allen, die ich kenne, ist es im Verlauf der letzten Jahrzehnte immer besser gegangen. Meine Lebensqualität hat zugenommen. Als einer, der nicht mit einem silbernen Löffel im Mund geboren wurde, schätze ich das sehr.“

„Aber nein, Onkel Noldi, sieh doch, die Gesellschaft wird immer kränker. Die körperliche und seelische Vergiftung der Menschen in unserer Zivilisation nimmt zu.“

„Ach was, du präsentierst mir ein schönes, romantisches Plakat von der einstmaligen goldenen Zeit, auf dem glückliche Menschen im Einklang mit der Natur durch lichte Wälder und auf lieblichen Auen tanzen. Solch heile Zeiten gab es nie und wird es höchstens in Utopia geben. Du lamentierst über Chemikalien in Nahrung, Atemluft, Trinkwasser. Das ist eine Frage der chemischen Analytik, die immer genauer wird. Wisst ihr denn, welche Gifte uns früher belasteten? Unsere Vorfahren mussten schimmeliges Brot, verfaultes Gemüse, fäulnisches Fleisch essen und erkrankten tatsächlich daran. Und die Arbeit für das tägliche Brot war härter, ungesunder, nützte den Körper schwer ab. Kein Bauer ohne Rheuma im Alter, zum Beispiel. Das Leben, das die meisten von uns heute führen, war einigen wenigen vorbehalten. Hör mal, was ich dazu meine.“ Und da wir bereits bei der dritten Flasche Merlot waren und ich die Wirkung zu spüren begann, sang ich Manfred in der erstbesten Melodie, die mir einfiel – jener des Ramseier-Liedes:

„Ja früher ging's lustig hin und her,  
Aber nicht für den Bauern Wiederkehr.“

Manfred verzog angewidert das Gesicht über den weinseligen Akt und bemerkte nüchtern: „Aber warum sind denn heute die meisten Menschen unglücklich?“

„Das weiss ich nicht, zum Teufel. Ich sage nur, sie waren früher nicht glücklicher. Und verglichen mit früheren Zeiten haben sie keinen Grund, besonders unglücklich zu sein.“

Sie sehen, die Diskussion beginnt sich schon wieder im Kreis zu drehen, ohne Aussicht auf Einigung, weil Manfred tief in seinem Wesen unzufrieden ist und diesen Gemütszustand auf seine Mitmenschen überträgt, während ich, aus welchen Gründen auch immer, die Welt akzeptiere, wie sie ist. Ich werde Manfred nie überzeugen können, und er mich auch nicht. Mit diesem Umstand komme ich besser zurecht als Manfred, der stets darauf ist, politisch Ungläubige zu missionieren.

Meine Herren von der Staatsanwaltschaft, ich schildere Ihnen diese Streiterei, um Ihnen den alten Filbert vorzuführen, der sich in seinem Sohn fortsetzt. Der alte Benz lehrte uns, das Opfer genauestens unter die Lupe zu nehmen, um ans Tatmotiv heran zu kommen. Davon abgesehen kann ich nur wiederholen, dass mich dieses politische Gezänk mit zunehmendem Alter immer mehr langweilt. Und daher riet ich Manfred nach der dritten Flasche Merlot, diesen ihn einengenden, zu einem längst überholten Entwicklungsprozess gehörenden Kokon abzustreifen und sich der Entdeckung der Welt zuzuwenden, wozu ich ihm ein Gedankenspiel zitierte, das ich kurz zuvor in einer Zukunftserzählung gefunden hatte:

Die Menschheit vegetiert auf ihrem überbevölkerten Planeten. Zwar hat sie den Mars und die Venus erobert, aber diese eignen sich nicht als Lebensraum. Gleichwohl wurden dort Raumtransportstationen entdeckt, die von in grauer Vorzeit wirkenden Lebewesen stammen und die man benützen kann. Man weiss allerdings nicht, wohin sie führen. Noch nie ist eine der Versuchspersonen, die damit auf die Reise gesandt worden sind, zurückgekehrt. Als Folge dieser Ernüchterung hat sich die Menschheit abgekapselt und auf ein Leben auf der Erde eingerichtet. Dieses ist, wegen der Überbevölkerung, durch strenge Einschränkungen für den Einzelnen gekennzeichnet. Die Fortpflanzung wird genau kontrolliert, die Familie hat als Form ausgedient, und die Entfaltungsmöglichkeiten sind gleich Null. Dafür ist jedes Risiko ausgeschaltet.

Der Held der Geschichte findet ein derartiges Dasein wertlos. Er ist bereit, sein Leben für das Abenteuer aufs Spiel zu setzen. Es gelingt ihm, sich zur Raumtransportstation auf dem Mars durchzuschmuggeln. Dort kann er den Beamten, der das Tor bewacht, überreden, ihn ins Unbekannte entfliehen zu lassen. Er findet, dass diese Tore tatsächlich ziellos, in zufälligen Sprüngen, durch den Weltraum führen, von Planetensystem zu Planetensystem. Dann erkennt er, dass die Ziellosigkeit nur scheinbar ist. Eine gewisse Regelmässigkeit lässt sich feststellen. Die Sprünge führen nämlich zum Zentrum unserer Galaxie. Dort vermutet er den Ursprung der geheimnisvollen Erbauer dieses Transportsystems. Und anstatt auf einem unterwegs angetroffenen, paradiesischen Planeten zu bleiben, macht er sich auf die Suche nach jenen Wesen und ist glücklich, die ohne Perspektive dahinlebende Menschheit hinter sich gelassen zu haben.

Manfred kaute auf der Geschichte herum, dann sagte er: „Ich könnte dir genauso gut Stellen aus der modernen Literatur zitieren, die sich mit der gesellschaftlichen Auseinandersetzung beschäftigen. Bitte vergiss nicht, Onkel Noldi, dass alle wirklich guten Künstler progressiv sind.“

Ersparen wir uns die weitere Diskussion. Meine Aufgabe ist es nicht, diese Fragen abzuhandeln, sondern Ihnen den Fall Filbert nahe zu bringen. Also liess ich Manfred das letzte Wort an diesem sonst so milden Abend. Er ging zu Bett, und ich erinnerte mich beim Aufräumen daran, wie sein Vater seinerzeit am Stammtisch die modernen Künstler verdammt hatte, allen voran die Literaten, weil diese nicht mehr für das Volk schrieben. Zu kompliziert, zu konstruiert, zu psychologisch, zu wenig aufbauend. Denen sollte man die Druckerlaubnis entziehen können, für solche Elaborate sei das Papier zu schade, fand er.

Seine Worte galten Brauer, der beinahe Germanistik studiert hätte und immer noch eifrig las. Aber Brauer lächelte zu Filberts Tiraden nur. Menschen wie Brauer

haben ein unverrückbares Selbstbewusstsein. Sie spüren die Machtverhältnisse im Blut, und sie haben das Sagen. Filbert kann sich noch so dagegen ereifern. Das stört indessen niemanden, nicht einmal Filbert. Er verharrte nur zu gerne in seiner geschwätzigen Oppositionsrolle und scheute sich, Verantwortung zu übernehmen. Verantwortlich und gleichsam schuldig an den Zuständen blieben stets andere, Brauer und seine Freunde bei der Wirtschaft, die Regierenden oder, wie Filbert sich ausdrückte, die Herrschenden. Ihnen gegenüber gefiel sich Filbert in der Rolle des Mahners und Anklägers.

Diese Haltung galt auch in privaten Belangen. Wann immer Filbert vor einer persönlichen Entscheidung stand, benutzte er uns, um zu einem Beschluss zu gelangen. Er erschien am Stammtisch und erklärte: „Ich habe mir endlich die Zeit für eine Ferienwoche abgerungen, weiss nur noch nicht, wohin, ins Wallis oder in den Tessin.“

Brauer sagte: „Fahr doch ins Wallis. Die Familie meiner Frau besitzt dort ein Ferienhäuschen, falls es gerade frei ist, kannst du es benützen.“

„Es zieht mich allerdings stärker in den Tessin. Der Kanton ist mir auch politisch sympathischer. Nicht so rabenschwarz wie das Wallis, es hat noch ein paar Spritzer rot darin.“

„Warum auch nicht“, sagte Brauer, „im Tessin sind sie besonders kinderfreundlich, da wird dein Manfred wie ein Prinz behandelt.“

„Das fehlte noch. Nun ja, das Berner Oberland käme auch noch in Frage.“

„Ist auch schön, besonders zum Wandern, ich habe dort viel Militärdienst geleistet und es hat mir immer gut gefallen.“

„Ja, das ist der grosse Nachteil dieser Gegend, ihre Hörigkeit gegenüber der Armee. Sonst mache ich halt Ferien im Schwarzwald.“

„Die Menschen dort sind dir bestimmt politisch sehr sympathisch“, stellte Brauer grinsend fest.

„Sicher nicht so wie dir. Aber die Preise sollen günstig sein.“

„Da kannst du genau so gut Ferien in der Ostschweiz machen, beispielsweise im Appenzell“, warf ich ein.

„Kommt nicht in Frage, das ist eher für Spiesser wie dich, ich erinnere an deine Hochzeitsfeier.“

Stöckli war während der Diskussion immer unruhiger geworden. Nun brach es aus ihm heraus: „Können wir jetzt endlich anfangen zu jassen? Ich habe keine Lust, euer stundenlanges Gerede über Ferienorte anzuhören, nur weil sich dieses Arschloch nicht entscheiden kann.“

Filbert erbleichte und erklärte: „Ohne mich, ich spiele nicht mit einem so primitiven Grobian Karten.“ Er wandte sich auf dem Stuhl um und rief: „Zahlen!“

„Bleib sitzen und beruhige dich“, sagte Brauer und klopfte ihm auf die Schulter, „Arthur interessiert sich eben nicht für diese Diskussion, das ist sein gutes Recht, und sei nicht so empfindlich, du weißt, dass er schnell einmal jemanden so titulierte.“

„Arschloch“, stiess Stöckli nochmals leise hervor.

Da hatte ich die Karten bereits gemischt, Stöckli hieb mit der Faust auf den Kartentisch, und ich begann auszu-teilen. Wir spielten immer in derselben Konstellation, Brauer und Stöckli gegen Filbert und mich, weil Filbert nicht mit Brauer und Stöckli nicht mit Filbert in derselben Mannschaft sein wollten.

Mit siebenundzwanzig wurde ich gewissermassen entdeckt, nachdem ich sieben Jahre lang in der vom weiblichen Teil der Familie Wiederkehr als schmuck empfundenen Polizeiuniform unserer gesitteten Stadt Sicherheits- und Ordnungsdienst geleistet hatte. Die Uniform begann, mich einzuengen, weil ich es allmählich satt war, in unserem ohnehin zur einmaligen und endgültigen Etikettierung der Menschen neigenden, ordentlichen kleinen Land so plakativ vorgeführt zu werden. Zu meinem Glück macht die Kriminalpolizei, angeführt von einem rührigen Chefkommissar, gerade einen Entwicklungsschub durch und brauchte Nachwuchs. Und weil mein bisheriger Einsatz als „mustergültig“ qualifiziert worden war, fiel das suchende Auge der Polizeioberen auch auf mich. Ich wurde zum Fahndungsdienst versetzt und will Ihnen sagen, dass ich über diesen Aufstieg ziemlich erfreut war. Mehrere Monate lief ich mit hohlem Kreuz herum. Ausserdem entsprach der Schritt einem lange gehegten, heimlichen Wunsch. Immer schon war ich überzeugt gewesen, für die Detektivarbeit geboren zu sein.

Diese Überzeugung wurde weiter genährt, als ich in den folgenden Jahren, vor dessen Pensionierung im Jahr 1962, vom legendären alten Benz ausgebildet wurde. Benz war ein übellauniger Choleriker, trug immer eine verärgerte Miene zur Schau und befand sich stets am Rande eines Wutausbruchs. Er war solide gebaut und hatte ein rotes Gesicht, einen dichten, kurz geschorenen, grauen Bürstenschnitt und eisige, blaue Augen. Die Stationen seiner Karriere sind bekannt: zurzeit des Generalstreiks Polizeirekrut, anfangs der Zwanzigerjahre bereits Fahnder, in den Krisendreissigern Einsatzleiter. Weiter brachte er es nicht, da er sich weigerte, einer politischen Partei beizutreten. Nach dem Krieg fing er an, sich der Ausbildung der jungen Fahnder zu widmen. Gleichzeitig baute er ein Netz zu den Kriminalabteilungen westeuropäischer Met-

ropolen auf. Damals hatte er bereits den Ruf einer kriminologischen Kapazität, denn obschon in unserer gesitteten Stadt, überhaupt in unserem ordentlichen kleinen Land Gewaltverbrechen gottlob eine Seltenheit sind, wies Benz eine überdurchschnittliche Aufklärungsrate vor.

All dies entnehme ich dem Nachruf, den ich vor vier Jahren für den Polizeipräsidenten verfassen musste. Der Präsident hielt an der Bestattungsfeier die Rede, da Benz es sich testamentarisch verbeten hatte „von einem Pfaffen zu Grab getragen zu werden“. Als mich meine Vorgesetzten im vorgerückten Dienstalder verschiedentlich auf Reisen ins Ausland delegierten, wurde ich manchmal von fossilen Detektiven, die das Gnadensbrot des Bürodienstes assen, auf Benz angesprochen – und manch einer erklärte, ich sähe ihm ähnlich.

Benz pflegte uns frische Fahnder regelmässig zusammenzurufen und uns Kurse zu erteilen. Er lehrte uns alle Dinge, die seiner Meinung nach in der Polizeischule zu kurz gekommen waren, zum Beispiel die Methoden des wissenschaftlichen Dienstes, die Auswertung von Blutflecken, Stofffasern und Fingerabdrücken, oder das Vorgehen beim Durchsuchen von Wohnungen. Ein Kurs betraf die geschickte Verhörtechnik samt der Art, dem Verhörten raffinierte Fallen zu stellen, ein weiterer die Methoden des Beschattens. Und immer wieder berichtete er uns von berühmten Fällen des In- und Auslandes. Gebannt hörten wir ihm zu. Ich darf sagen, dass ich Jahre später, bei der Überwachung von politisch in unser Schussfeld geratenen Personen an den Hochschulen nur wenige Dozenten erlebte, die Benz hätten das Wasser reichen können. Benz brachte uns also die detektivische Praxis gründlich bei. Er war ein unerbittlicher Lehrmeister und wurde nicht müde, uns immer wieder beiläufig mitzuteilen:

„Verglichen mit früheren Jahrgängen seid ihr miese Ware, ein bequemes, dummes Pack, aber ich werde euch heimleuchten. Ich werde jeden Einzelnen von euch in die Finger nehmen und wenigstens versuchen, etwas

Brauchbares aus ihm zu machen.“

Wenn Benz der Ansicht war, die Ausbildung sei nun abgeschlossen, übertrug er dem vom Gelernten mehr verwirrten als bestätigten Fahnder einen anspruchsvollen Fall und wich ihm als Beobachter nicht mehr von der Seite. Er liess den Prüfling schmoren und griff nur ein, wenn dieser einen groben Fehler beging oder überhaupt nicht weiterkam. Für jeden Eingriff gab es Minuspunkte. Das Schlimmste war, wenn er dem Prüfling den Fall entzog, wie seinerzeit bei Schoch, lange vor dem Fall Filbert. Wer so versagte, wurde von Benz nur noch als Hilfskraft eingesetzt. Wurde der Fall gelöst, kam es zum berühmten Abschlussgespräch unter vier Augen, vor dem es allen bangte, denn dieses entschied über das berufliche Fortkommen. Benz analysierte das Vorgehen, lobte knapp, was ihm gefallen und kritisierte ausgiebig und schonungslos, was ihm missfallen hatte. Schliesslich zählte er die Stärken und Schwächen des Prüflings auf und gab ihm einprägsame Ratschläge mit. Mir erklärte er:

„Sie sind gut im Beobachten und Kombinieren, Wiederkehr. Aber Sie neigen zur Passivität. Sie müssen lernen, aktiv ins Geschehen einzugreifen. Sie werden nicht darum herumkommen, Fallen zu stellen, Verdächtige zu manipulieren, unentschlossene Zeugen zu Aussagen zu provozieren.“

Der uniformierte Sicherheitsdienst hatte Nacht- und Sonntagseinsätze gefordert, aber in regelmässigen Abständen und immer im Voraus geplant. Die neue Tätigkeit brachte Unregelmässigkeit in unser Heim, denn wenn ich mich an die Fersen eines Verdächtigen geheftet hatte, der tagsüber seiner Arbeit nachging und die Abende dazu benutzte um kollusionäre Kontakte zu knüpfen, konnte ich keine Rücksicht mehr auf meine Freizeit nehmen. Ich sah meine Frau also oft nur noch am Wochenende – wenn Sie mit mir einig sind, dass von „einander sehen“ nicht die Rede sein kann, wenn der Mann sich nachts um eins stockmüde ins Ehebett fallen lässt und seiner Frau nur beim

Frühstück begegnet, wo beide in mürrischer Morgenstimmung alles versuchen, um sich nicht anblicken und ansprechen zu müssen. Indessen war dies alles nicht der Grund, der uns auseinander brachte, auch wenn es dazu beitrug, dass dem gemeinsam zu veranstaltenden Herdfeuerchen nach und nach der Brennstoff ausging.

Den Übergang von der ehelichen Zerrüttung zum ehelichen Zerwürfnis glaube ich mit ziemlicher Sicherheit datieren zu können. Ich hatte im Zusammenhang mit einem behördlichen Bestechungsfall den Prokuristen einer Baufirma zu überwachen. Im einschlägig bekannten Quartier unserer gesitteten Stadt folgte ich ihm in eine Bar, und zwar bis ins Hinterzimmer, das sich zu meiner Verblüffung als Zugang zu einem mittelklassigen Bordell entpuppte. Ich warforsch in diesen plüschroten, schummrig beleuchteten Empfangsraum getreten, wo ich in meiner Naivität entweder das Billardzimmer oder die Toilette vermutet hatte, genau lässt sich das nach so langer Zeit nicht mehr eruieren, und konnte nicht mehr zurück, denn schon trat eine hartgesichtige Dame mit Lächelmaske und tief ausgeschnittenem schwarzen Kleid, das den Blick auf eine Menge ledriger Haut freigab, auf mich zu und fragte nach meinen Wünschen. Was hätte ich Ihrer Meinung nach tun sollen? Mich als Fahnder ausweisen? Das hätte zweifellos zu einem Geschrei geführt und den sich in Sicherheit wiegenden Verfolgten – denn andernfalls wäre er kaum hierher gekommen – gewarnt. Also spielte ich mit, genauer, ich stammelte unzusammenhängende Worte. Die Empfangsdame, an männliche Verwirrung gewöhnt, klatschte souverän in die Hände, und es kamen vier leicht bekleidete Mädchen die Treppe vom Obergeschoss herunter, in reizvollen Dessous undsoweiter. Meine Kehle war zugeschnürt, aber ich wies auf das Mädchen mit dem nettesten Gesicht, und wir stiegen empor.

Ich muss gestehen, meine Herren, dass sich Ihr Berichterstatter nach einem anfänglichen Ausweichversuch, der angesichts der Macht atavistischer Verhaltensmuster

einfach unterging, mit dem Mädchen ausserordentlich amüsierte. Welch ein Kontrast zu den nur gerade die notwendige Erleichterung bringenden Pflichtübungen mit Annemarie. Wir liessen bei der ledrigen Empfangsdame sogar eine Flasche vom besseren Waadtländer Weisswein kommen. In den folgenden Wochen trieb mich mein Wissensdurst noch einige Male an diese Adresse. Ich holte in kurzer Frist die gesamte sexualpraktische Entwicklung eines mittleren Europäers unserer Zeit nach. Ich blühte auf. Am Lohn eines Polizeibeamten der niederen Weihen gemessen ein kostspieliges Vergnügen, kann ich Ihnen sagen, das ich, was Ihnen ebenso gut bekannt sein dürfte wie mir, nicht auf die Spesenrechnung setzen konnte. Zu meinem Glück verfügte ich über einen zu Hause ahnungsvoll verheimlichten Gewinn im Sporttoto, mein einziger in dreissig Jahren regelmässigen Mitspielens. Dieser sozusagen Wiederkehrsche Reptilienfonds half, das Loch in der Kasse zu stopfen.

Nochmals zu Annemarie und mir: Man sagt den unteren Klassen gerne eine Dominanz der animalischen Bedürfnisse nach. Ich sehe mich gezwungen, diesen Eindruck hier deutlich zu korrigieren, jedenfalls was die kleinbürgerliche Schicht betrifft, der Annemarie und ich entstammen. Hier wird das Animalische – leider – durch kompliziertere Regungen überdeckt, wie etwa durch den unerschütterlichen Glauben, regelmässiger Sex steigere die berufliche Leistungsfähigkeit – und wer will schon im Leben nicht voran kommen? Diese Pflichtübungen werden allerdings meistens bei Nacht und Nebel und in Eile absolviert. Es geistern zudem gewisse Vorstellungen herum, Sex sei nötig für die Gesundheit speziell des männlichen Rückenmarks, woraus wiederum eine Pflicht abgeleitet wird. Und schliesslich wird das Animalische dem Triumphgefühl untergeordnet, den Akt diesmal mit einem ganz besonders preiswerten Präservativ ausgeführt zu haben.

Einige Wochen nach meiner Eskapade machte ich den Fehler, meine neu erworbenen Erfahrungen bei An-

nemarie anwenden zu wollen. Ich ging, wie ich meine, behutsam vor. Meine erste Anregung, von Zeit zu Zeit Reizwäsche zu tragen (ihre grossmütterlich brave, solide Calida-Wäsche ging mir schon langsam auf die Nerven), wies sie mit Kopfschütteln und Kichern zurück. Als ich sie dann wenig später anlässlich einer unserer sehr selten gewordenen intimen Zusammenkünfte in die saftige Köstlichkeit eines Cunnilingus einweihen wollte, brach ihre Verklemmtheit heftig durch. Nicht nur verweigerte mir das dumme Ding augenblicklich die Gefolgschaft, es kriegte einen hysterischen Anfall, der das Spiel abrupt beendete, und verbrachte die restliche Nacht heulend auf der Couch im Wohnzimmer.

„Was du mir letzte Nacht antun wolltest, Arnold, ist schändlich! Wenn du das von mir willst, bist du nichts anderes als ein Wüstling! Versuche so etwas nie wieder!“

Und eine Welle von Scham floss über mich weg, aber nicht wegen meines Versuchs, sondern weil ich mir das von so einem weltfremden Huhn sagen lassen musste. Ironie des Lebens, welches immer wieder für unverhoffte Wendungen sorgt: Wenn ich dem glauben soll, was ich von gemeinsamen Bekannten an Bartheken und Stammtischen hörte, ging Annemarie einige Jahre nach unserer Scheidung mit ihrem Freund, einem zwielichtigen Wohnungsmakler, der einen Cadillac fährt und sich die Haare färben lässt, in sexueller Hinsicht noch erheblich weiter – und brachte dies sogar der Öffentlichkeit zur Kenntnis, im Grunde nichts anderes als eine erstaunliche Emanzipationsleistung.

Damals liessen wir Gras über die Geschichte wachsen, doch unsere geschlechtlichen Beziehungen erstarben, und nach einiger Zeit wurde ich gewahr, dass Annemarie ein Verhältnis mit einem Kollegen vom motorisierten Streifen dienst angefangen hatte, der, mit einem grauen Mäuschen verheiratet, in derselben Kolonie wohnte wie wir. Ein zart besaiteter Kerl, der moderne Gedichte las und, wie ich vermutete, selbst welche verfasste. Er fuhr eine unserer mächtigen BMW-Maschinen und pflegte ein martialisches Ausse-

hen, vermutlich zur Kompensation seiner weichen Seele. Die beiden gaben sich keine Mühe, sich zu verstecken, was mich nach der Scheidung, welche ins Jahr 1956 fiel, vor der Geissel jeglicher Alimentenzahlungen bewahrte.

Im Übrigen war auch ich kein Unschuldslamm. Ich nahm, was sich anbot. Zum Beispiel erlebte ich noch vor der Scheidung ein kurzes, zufälliges und sehr, sehr diskretes Strohfeuer mit der Sekretärin des alten Benz. An einem Abend traf ich sie unentschlossen am Ausgang des Polizeigebäudes stehend, während draussen ein Platzregen niederging. Ich darf annehmen, dass Sie diese Situation aus Filmen kennen. Ich brachte sie mit dem Dienstwagen, der mir für Überwachungen zugeteilt war, nach Hause, und da nahm sie mich einfach in ihr Bett. Ich weiss noch, dass ich damals Schuldgefühle Benz gegenüber empfand, und erst heute, beim Abfassen dieses Berichts, springt mir die ödipale Konstellation ins Auge... Jedenfalls wirkte sich die Romanze auf meine Arbeit aus. Ich schloss daraus, dass Benz die Zuteilung der Routineüberwachungen seiner Sekretärin überliess. Denn solange unser Verhältnis andauerte, hatte ich lauter anspruchslose Fälle zu bearbeiten, welche meine Freizeit kaum einschränkten.

Meine Herren von der Staatsanwaltschaft, Sie finden vielleicht, die Ihnen hier präsentierten Enthüllungen eher privater Natur gehörten nicht in einen Polizeibericht. Nun könnte ich Ihnen entgegen, Sie hätten, nachdem ich Sie im letzten, Filbert gewidmeten Kapitel mit der modernen Polithysterie gelangweilt habe, Anrecht auf etwas Pikanterie und, wenn Sie gestatten, Hysterie im ursprünglichen Wortsinn. Aber das ist nicht der Grund. Der Grund meiner ausgedehnten Schilderung ist der, dass ich bei Benz gelernt habe, in einem Polizeibericht auch das Umfeld des Falles so detailliert wie möglich zu beschreiben. „Überlasst es der Staatsanwaltschaft zu entscheiden, was wesentliche Information ist und was nicht,“ drillte uns Benz. Und im Übrigen erinnere ich Sie daran, dass Annemarie Stöcklis Schwester war, was die Frage nach dem weiteren Verhältnis

zwischen Stöckli und mir aufwirft.

Stöckli habe ich, obschon ich seinen späteren Zerfall miterlebte, als Kerl in den besten Jahren in Erinnerung, als kräftigen, gedrunenen Mann mit viel Muskeln und wenig Fettpolstern. Ich schaute ihm oft zu, wenn er im Schimpansenkäfig mit den Tieren spielte. Er hatte sie zu kleinen Dressurakten erzogen, die er mit Leckerbissen belohnte. Trotz blauen Latzhosen und menschlichem Habitus war die Ähnlichkeit mit seinen Schützlingen unverkennbar: faltiges Gesicht mit Lincolnbart, Knopfaugen, in die Stirn hängende Fransen, leichte Progenie (während Filbert, der Einwurf scheint mir hier angebracht zu sein, eher zur Prognathie neigte, was möglicherweise alle typischen Unterschiede zwischen den beiden zum Ausdruck bringt; jedenfalls bestand der Professor für Zahnmedizin, in dessen Kurs ich mit diesen Ausdrücken umzugehen lernte – ja, es gab auch subversive Dentisten – darauf, dass ein Zusammenhang zwischen Kieferstellung und Charakter vorhanden sei).

Ich besuchte Stöckli häufig im Zoo, einmal in Verfolgung eines Subversionsverdächtigen, der bei der gefangenen Tierwelt Anhaltspunkte für sein Gesellschaftsbild suchte und später ein bekannt gewordenes Buch, „Die gefangene Seele“, schrieb. Dabei machten die Tiere im Zoo einen zufriedenen Eindruck. Anscheinend genügte es, sie möglichst nicht aufzuregen, regelmässig zu füttern und ihnen Gelegenheit zum Spiel zu geben. Wie auch immer, ich fand die Szenerie paradiesisch. Stöckli lebte in einer eigenen, kleinen Welt, auf einer Insel, die dem städtischen Getöse entrückt war.

Um es vorwegzunehmen: Stöckli trug mir die Scheidung von seiner Schwester nicht nach. Unser Verhältnis blieb, wie es gewesen war und wurde noch herzlicher, als ich eine Liebe zum Jazz fasste. Ich entdeckte diese Musik erst spät, Gott sei's geklagt. Dort, wo ich herkomme, schätzte man das Programm von Radio Beromünster, wie es auf unsereinen zugeschnitten war. Sie wissen schon: Die

gängige Volksmusik. Nicht zu verwechseln mit ernsthaften Volksweisen, ich bitte Sie. Ein eintöniges Gedudel, an dem die Titel noch das Originellste sind: „Dr Ätti geit gajasse“, „Mier u d'Mägd wei's loschtig haa“, „Am Seppli fahrt e Wind i d'Hoose“. So banal wie der Alltag der sehr verehrten Hörerinnen und Hörer. Im weiteren umfasste dieses Radioprogramm noch die Potpourris, auch Medleys genannt, ein langweiliges Pianogeklimper, bei dem originale Stücke kastriert, auf einige Takte gekürzt und zu einem seichten Brei zusammengepanscht werden. Und schliesslich wollen wir das Dutzend Standardouvertüren nicht vergessen, die seit Aufkommen des Rundfunks aus unerfindlichen Gründen zum festen Repertoire der Programmgestalter gehören.

Somit betrat ich eine neue Welt, als ich, es muss im Jahr siebenundfünfzig und kurz nach meiner Scheidung gewesen sein, eines Abends in einen Jazzkeller geriet, von denen es in unserer gesitteten Stadt nur wenige gibt, und Bekanntschaft mit dem machte, was in unseren Kreisen abschätzig als Negermusik abgetan wurde. Dies geschah bei der Verfolgung eines schwindsüchtigen Bürschchens, eines blasierten Schmuckhändlers, den wir der Hehlerei verdächtigten. Wir wollten prüfen, ob er sich mit der bekannten Diebesschaft unserer gesitteten Stadt traf.

Die Band hiess „Holy Grail“ und stammte aus Amsterdam. Sie setzte sich zusammen aus einem schwarzen Sopransaxophonisten, der gekonnt John Coltrane nacheiferte, einem weissen Drummer, der seine Instrumente mit friesischer Bärenkraft bearbeitete, einem schwarzen Bassisten, zu dem mir in der Rückschau nichts mehr einfällt und einem kreolischen Pianisten, der mit rauer Stimme sang und Heiterkeit verströmte. Ich sass hungerissen inmitten einer zusammengepferchten Menge in diesem engen, verrauchten Lokal. Scheinwerfer schnitten helle, von Rauchschwaden erfüllte Kegel in die heisse Dunkelheit, und das Blech der Instrumente glitzerte. Die Musik ging sofort in mein damals kaltes Blut über und trieb mir

Schauer den Rücken hinunter. In meiner Begeisterung hätte ich den Observierten mit Sicherheit vergessen, wenn dieser nicht von Zeit zu Zeit ein „Yeah“ in den Raum gewiehert hätte. In einer Pause fühlte ich einen festen Griff an meiner Schulter, drehte mich um und sah den strahlenden Stöckli hinter mir stehen.

Stöckli hätte ich hier am allerwenigsten erwartet. Zwar sprachen wir am Stammtisch nicht über Musik. Ich hätte ihn aber eher im Heer der Ländlermusikfreunde vermutet, und wenn schon beim Jazz, dann beim Dixieland. Aber nein, Stöckli liebte modernen Jazz, und ich nehme an, sein animalisches Wesen erkannte diese Musik als unmittelbarer mit dem Empfinden verbunden als das präzise Abspielen von Vorlagen. Von da an gingen wir oft zusammen an Jazzanlässe. Mittels dieser Musik konnte ich mit Stöckli zu einem Einvernehmen gelangen. Sprachlich kaum. Stöckli sprach ungern, da er vollkommen in der Lage war, mit seinen Tieren sprachlos zu kommunizieren, und mit zunehmendem Alter sagte er nur noch das Nötigste. Umso besser hörte er zu. Er nahm wachsam auf, was um ihn herum vorging. Und weil er als Junggeselle seine Abende in Jazzkellern und Quartierwirtschaften verbrachte, wusste er ziemlich gut Bescheid über das, was sich in unserer gesitteten Stadt abspielte, gerade in unserer vergleichsweise ordentlichen Halb- und Unterwelt.

Nicht erstaunlich für Sie, nehme ich an, dass ich mich bei meiner kriminalistischen und später politischen Detektivarbeit an ihn zu wandte, wenn ich nicht weiterwusste. Tipps sind für uns Detektive das halbe Leben, und Stöckli war oft in der Lage, mir einen Tipp zu geben — wenn auch nicht immer willens. Dann nämlich, wenn er das Gefühl hatte, ich sei daran, einen Unschuldigen zu verfolgen. In solchen Fällen gab ich es sogleich auf, in dieser Richtung weiterzusuchen. Ich verliess mich auf Stöcklis Intuition und kann mich nicht erinnern, dass er sich jemals getäuscht hätte. Er brauchte diese Intuition schliesslich für den Umgang mit seinen Tieren. Er wusste genau, wann er sich einem

aufgeregten Tier nähern durfte und wann nicht. Wenn ich also etwas von ihm wollte, suchte ich ihn am späten Vormittag im Zoo auf, sobald die Fütterung vorüber war. Dann war er bereit für einen Spaziergang durchs Gelände. Ich musste mir dafür Zeit nehmen. Gespräche mit Stöckli enthielten immer lange Pausen.

Meine Herren von der Staatsanwaltschaft, wenn ich Ihnen die Person Stöcklis näher bringen will, muss ich Ihnen die folgende Episode schildern. Die Umstände eines Verbrechens, das ich aufzuklären hatte, beschworen einen Konflikt zwischen Stöckli und Filbert herauf, der unsere Vierergemeinschaft zeitweise auseinander brechen liess. Einige unter Ihnen mögen sich – aus den Akten, mit Sicherheit nur aus den Akten – an den Fall aus dem Jahr 1957 erinnern. Bei einem nächtlichen Raubüberfall wurden die Wirtsleute des Restaurants „Bürgli“, das beim Zoo liegt, erschossen. Stöckli hatte die Opfer näher gekannt und, wie sich im Lauf der Untersuchung herausstellte, auch den Täter.

Um drei Uhr nachts fielen die tödlichen Schüsse. Um halb vier holte mich Benz aus dem Bett. Er erklärte mir, ich hätte den Fall zu übernehmen, dies sei nun mein Gesellenstück. Schon allein diese Ankündigung genügte, um meinen Adrenalinpiegel mächtig in die Höhe zu treiben. Um vier Uhr waren wir am Tatort. In der Wohnung der erschossenen Wirtsleute herrschte ein Gedränge, viel zu viele Leute standen sich auf den Füßen herum, der Pikettdienst für die Spurensicherung, der Notfallarzt, der Polizeiarzt, die Sanitäter, die darauf warteten, die Leichen abtransportieren zu können, die im Haus wohnenden Angestellten des Restaurants, die uns alarmiert hatten, und schliesslich zwei motorisierte Streifenmannschaften.

Benz war nahe daran, zu explodieren, aber dies war mein Fall, und so schaute er mich herausfordernd an. Ich sorgte für Ordnung, wies die überflüssigen Personen weg, sperrte den Zugang zur Wohnung und liess die Streifenpolizisten das Gelände abriegeln, denn bereits hatten sich

Schaulustige und Presseleute eingestellt. Es ist mir bis heute ein verfluchtes Rätsel geblieben, auf welche Weise selbst an entlegensten Orten und zur unmöglichsten nächtlichen Stunde jeweils derart viele Menschen Wind von einer Bluttat bekommen und herbeidrängen.

Unsere Ermittlungen ergaben schnell, wie der Täter vorgegangen war. Er war im Erdgeschoss eingebrochen, hatte zuerst das Büro neben dem Restaurant durchwühlt, dort nichts gefunden und daraus geschlossen, dass der Wirt die Tageseinnahmen mit in seine Wohnung genommen hatte, die im oberen Stockwerk lag. Dort war der Täter eingedrungen, ohne die Wirtsleute zu wecken. Dann musste er ins Schlafzimmer gestürzt sein, Licht gemacht und mit vorgehaltener Waffe die Herausgabe des Geldes verlangt haben. Der Wirt griff verdattert zum Telefon. Den Hörer in der Hand wurde er im Bett zusammengeschossen. Die schockierte Ehefrau musste dem Räuber noch den hinter einer Albert-Anker-Reproduktion (eine friedliche Dorfszene darstellend) versteckten Wandsafe geöffnet haben, danach wurde sie von zwei Schüssen niedergestreckt. Wir fanden sie zusammengebrochen unter dem aufgeklappten Bild und der offenen Safetür, aus der uns Leere entgegengähnte.

Ich stellte fest, dass der Täter ortskundig gewesen sein musste und erntete ein kurzes Nicken von Benz. Nun kam das Stümperhafte: Die Spurensicherung hatte, namentlich am Lichtschalter des Schlafzimmers und am Safe, einige Prachtexemplare von Fingerabdrücken hervor gepinselt. Das liess auf einen Amateur schliessen, der mit der Methode der Daktyloskopie nicht vertraut war.

Für uns zwar noch lange kein Grund zum Jubel. Die Daktyloskopie ist ein machtvolles Instrument, um einen Verdächtigen, den man kennt, festzunageln. Mit Abdrücken ohne Verdächtige jedoch ist es schwieriger – wenn es sich um einen bisher unbescholtenen Anfänger handelt gar unmöglich. Oder können Sie sich vorstellen, meine Herren, dass jemand die Tausende von Abdrücken in unserer Kartei mit den am Tatort gesicherten Mustern vergleicht?

Dies ist, trotz des berühmten Klassierungssystems von del Grido, Hilliard und Wasserschein, beinahe aussichtslos, und wir versuchen es erst, wenn wir verzweifelt sind – es sei denn, wir fänden zusätzliche Kriterien, um den Kreis der Täterschaft einzugrenzen.

Daher fasste ich am nächsten Tag, als ich mir bei der Lagebesprechung in der Einsatzzentrale unter dem fordernden Auge von Benz fieberhaft eine Aufklärungsstrategie überlegte, den Entschluss, vorerst zwei Hypothesen zu verfolgen. Die erste, dass der Täter im „Bürgli“ arbeitete oder gearbeitet hatte, die zweite, dass er zur regelmässigen Kundschaft gehörte, also wahrscheinlich im Zoo oder als Forstangestellter im nahen Stadtwald tätig war. Ich tippte mit Glück. Beide Hypothesen trafen zu.

Ich fing mit dem „Bürgli“-Personal an. Es erwies sich von Vorteil, dass 1948 die AHV eingeführt worden war, was den Wirt gezwungen hatte, ab dieser Zeit ein vollständiges Personalverzeichnis zu führen. Es war reine Fleissarbeit, eine Liste der Angestellten mit Personalangaben zu erstellen. Benz teilte mir für diese Übung zwei Anfänger zu, die sich eifrig in ihre Aufgabe stürzten. Nach einer Woche war ich im Besitz der Liste. Im Gastgewerbe sind Stellenwechsel häufig. Die Liste von 1948 bis 1957 enthielt denn auch siebenunddreissig Namen. Ich wählte ein intuitives Vorgehen und eliminierte zuerst die unwahrscheinlichen Tätergruppen. Ich strich zuerst die Frauen, dann die Ausländer, dann – aufgrund der allseits gerühmten Küche – die Köche, schliesslich die Familienväter mit mehr als einem Kind.

Es verblieben acht Namen. Mit diesen ging ich in den Archivraum, der die Verbrecherkartei enthielt (damals eine verstaubte Kammer mit trübem Licht und Bürogerümpel, heute ein funktionell eingerichtetes Dokumentationszentrum mit jedem wünschbaren technischen Gerät). Fünf waren vorbestraft. Ihre Fingerabdrücke zu beschaffen war ein Kinderspiel. Neun Tage nach dem Raubmord konnte ich Benz in den Vorführraum bitten und ihm die Abdrücke

aus dem Archiv zeigen, welche schon auf den ersten Blick mit jenen am Tatort übereinstimmten. Benz sagte nur „gut gemacht“. Seine Anerkennung über die schnelle Arbeit drückte er mir einige Wochen später aus, indem er mich zu einem Glas Wein einlud und mir das Du antrug, was für einen jungen Fahnder eine der höchsten Auszeichnungen darstellte.

Beim Täter handelte es sich um einen Vorbestraften namens Habersam, der in seiner Jugend wegen Diebstahls verurteilt worden war. Nach seiner Entlassung hatten ihn die Behörden aus den Augen verloren. Später hiess es, er habe sich nach Frankreich abgesetzt und sei in die Fremdenlegion eingetreten. Wir schrieben Habersam steckbrieflich aus, hatten aber wenig Hoffnung, ihn zu finden. Wir wähten ihn wieder in Frankreich, und die französischen Kollegen würden uns den Veteranen nicht ausliefern. Indessen hatte Habersam unser Land noch gar nicht verlassen, und zwar wegen eines Mädchens, einer charakterfesten Serviertochter, die er so ungestüm wie vergeblich umwarb. Und als er, endlich resigniert, zwei Wochen nach der Tat die Grenze nach Frankreich passieren wollte, wurde er gefasst.

Er trug den grössten Teil des geraubten Geldes und ein paar Wertpapiere mit sich, Obligationen unserer gesitteten Stadt, bei denen wir uns fragten, was er damit in Frankreich wollte, zudem die Waffe, die der ermordete Wirt unnützerweise in seinem Safe aufbewahrt hatte. Nicht aber die Mordwaffe. Diese hatte er angeblich unterwegs in einen Fluss geworfen. Sie blieb unauffindbar, aber auch ohne Tatwaffe verfügten wir über erdrückende Indizien gegen Habersam, an erster Stelle die Fingerabdrücke. Und daher legte er, als ich ihn im Beisein von Benz verhörte, ein volles Geständnis ab. Dabei kam heraus, dass er vor etwa einem Jahr in unsere Stadt zurückgekehrt war. Er hatte im Zoo Arbeit gefunden und war nach einigen Monaten Hausbursche im „Bürgli“ geworden. Als ich Stöckli darüber bei einem Spaziergang durch den Zoo befragte, staunte er

zuerst, worauf sich seine Miene erhellte. Er sagte:

„Weisst du, Noldi, der Habersam ist ein Sauhund. Bei uns hat er immer von seiner Legionärszeit geschwärmt, wie er als Mitrailleur in Indochina die Viets niedergemäht habe. Der Direktor hat ihn rausgeworfen, weil er die Tiere vernachlässigte.“

Habersam gehörte zu jenen Tätern, denen angesichts ihrer Gewalttat nicht die geringsten Bedenken kommen. Sie bleiben vollkommen gleichgültig gegenüber den Opfern und, das bestätigt die Polizeierfahrung immer von neuem, können sich aus irgendwelchen Gründen nicht vorstellen, dass sie je zur Rechenschaft gezogen werden. Sie glauben, immun zu sein. Allerdings gehörte Habersam nicht zu jenen Verbrechern, denen auch ihr eigenes Schicksal völlig egal ist. Im Gegenteil, er pochte auf seine Rechte als Untersuchungshäftling, reagierte äusserst empfindlich, wenn wir ihn hart anfassten, und als ihm suggeriert wurde, sich selbst als Opfer zu begreifen, wurde er gar unverschämt. Und dies verdankte er Filbert.

Für Filbert war menschliche Schlechtigkeit eine Klassenfrage, und wer nur im Entferntesten den Anschein erweckte, ein Unterhund zu sein, war für Filbert immer ein Opfer. Und hatte er ein Verbrechen begangen, so war er in Filberts Augen durch die Umstände zur Tat getrieben worden und daher nicht verantwortlich zu machen. Mit diesem Schema ging Filbert in seinem Parteiblatt an den Fall Habersam heran. Bedenkenlos schilderte er den toten „Bürgli“-Wirt als Sklaventreiber, der Habersam nicht nur ausgebeutet, sondern noch lustvoll schikaniert habe. Stöckli zitterte vor Wut:

„Der Wirt war ein gutmütiger Kerl, der sein Personal kollegial behandelte und gut entlohnte. Klar schimpfte er, wenn er sah, dass Habersam sich von der Arbeit drückte, aber das war er dem übrigen Personal schuldig.“

Habersam war als verwöhntes Einzelkind von schwachen, allzu nachsichtigen Eltern aufgezogen worden und hatte sich, gerade volljährig, der ansehnlichen elterlichen

Ersparnisse bemächtigt. Ich muss allerdings hinzufügen, dass ihm der Trottel von einem Vater zum zwanzigsten Geburtstag eine Vollmacht dafür ausgestellt hatte. Dieses Geld hatte er verprasst, und da er sich inzwischen angewöhnt hatte, Geld auszugeben wie ein Renaissancefürst, sah er sich gezwungen, ein paar Einbruchdiebstähle zu begehen.

Und nun hören Sie sich an, was Filbert daraus machte. Er beschrieb Habersam als unverstandenes, allein gelassenes Kind (er deutete sogar an, Habersam sei früh verwaist), das im Leben stets herumgeschoben worden war. Als junger Mensch sei er, getrieben durch soziale Not, entgleist und in die Fänge der Klassenjustiz geraten. Er sei – ich zitiere weiter – in Frankreich, wohin er sich von der heimatischen Verfemung abgesetzt hatte, von hinterlistigen Werbern übertölpelt und in die Fremdenlegion gepresst worden, habe sich aber nur widerwillig am Kolonialkrieg der Franzosen beteiligt und sich mannhaft geweigert, am Blutvergiessen mitzuwirken. Dien Bien Phu habe auch ihn befreit. Nach schwerer Verwundung und zwei Jahren Lazarett sei er nicht nur genesen, sondern auch geläutert in die Schweiz zurückgekehrt, nur um hier weiter gesellschaftlich geächtet zu werden.

Filbert war seiner Zeit weit voraus und erkannte schon früh den Trend, Randexistenzen ins Zentrum des gesellschaftlichen Gewissens zu rücken. Nichts dagegen, obschon dieser Trend in erster Linie auf eine Reihe von Hollywoodfilmen zurückgeht, in denen engagierte Rechtsanwälte sich für wertvolle Menschen einsetzen, denen es derckiger nicht gehen könnte. Lassen Sie mich noch anfügen, was uns die Wärter aus dem Untersuchungsgefängnis berichteten – dass nämlich Habersam Filberts Artikel genussvoll verschlinge und dabei sei, sich auf eine sehr milde Bestrafung einzustellen. Habersam irrte. Das Gericht verurteilte ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus.

Stöckli wich mir damals nicht von der Seite, da er seit Jahren im „Bürgli“ zu Mittag gegessen hatte. Er suchte

mich oft in der Mittagspause und immer am Abend auf und begehrte, alles über den Fortgang der Ermittlungen zu erfahren. Die Affäre beherrschte ihn vollständig. Ebenso wie mich, wenn auch aus anderen Gründen. Ich hatte unter Benz' strengem Blick die Untersuchung zu führen. Bei Stöckli war der Gerechtigkeitssinn im Nerv getroffen. Er wollte nicht glauben, dass eine Zeitung die Fakten dermassen verdrehen durfte ohne dass etwas geschah. Ich wies ihn auf die anderen Blätter hin, die nüchterner berichteten, aber das interessierte ihn nicht. Er las nur Filberts Artikel und regte sich heftig auf, weil dieser die tatsächlichen Opfer verunglimpfte und den Mörder zum Opfer stempelte.

Filbert konnte es nicht unterlassen, am Stammtisch auf das Thema zu sprechen zu kommen. Bei jeder Gelegenheit griff er die Polizei und besonders mich als zuständigen Detektiv an. Wir seien unfähig, weil wir nur die Kulisse sähen, nicht die dahinter liegende Wahrheit. Der Vorwurf liess mich kalt. Nicht nur, weil mir schon damals an Filberts Meinung nichts lag. Nein, ich glaubte, die Lage richtig einschätzen zu können und sah sie anders als Filbert. Stöckli war aber einige Male nahe daran, Filbert die Zähne einzuschlagen. Brauer pflegte sich dann dazwischen zu werfen und Stöckli zurückzuhalten. Er hatte immer noch grossen Einfluss auf ihn. Er bemühte sich, Stöckli die Situation in aller Ruhe zu erklären:

„Sieh mal, Arthur, Franz sieht nur noch, was in sein weltanschaulich geprägtes Bild passt, das ist ihm wichtiger als die Fakten. Das wiederum zeigt uns, dass auch die Zeitungen die Wahrhaftigkeit nicht gepachtet haben. Besonders bei politisch gefärbten Themen sind Verdrehungen an der Tagesordnung.“

„Aber wenn das so ist, wie kann sich ein Einzelner gegen solche Verdrehungen wehren?“

„Das muss von Fall zu Fall entschieden werden. Als Jurist empfehle ich natürlich den Rechtsweg, obschon dieser, zugegeben, in den meisten Fällen aussichtslos ist.“

Brauers Ausführungen schienen Filbert, der daneben

sass, zu beruhigen. Jedenfalls führte er den Streit nicht mehr weiter. Stöckli jedoch war nicht zu beschwichtigen und erschien eine Zeit lang nicht mehr an unserem Stammtisch. Wir forderten von Filbert einen Schritt in Stöcklis Richtung, aber dieser fand, Stöckli sei ein dummer Hund, dem jedes Klassenbewusstsein abgehe, es lohne sich nicht, sich um ihn zu bemühen.

So brach unsere Vierergemeinschaft für einige Monate auseinander. Nach Habersams Verurteilung beruhigte sich Stöckli, und es gelang Brauer, ihn zu bewegen, wieder in unsere Runde zurückzukehren. Doch bei Stöckli blieb ein spürbarer Groll gegen Filbert, der sich häufig in gereizten Äusserungen Ausbruch verschaffte.